

# Besprechungen = Comptes rendus

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Vox Romanica**

Band (Jahr): **24 (1965)**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Besprechungen – Comptes rendus

HELMUT GIPPER und HANS SCHWARZ, *Bibliographisches Handbuch zur Sprachinhaltsforschung*, Teil 1 (R. Engler), p. 134. – H. RAMSDEN, *Weak-Pronoun Position in the Early Romance Languages* (A. Burger), p. 136. – PAUL ZUMTHOR, *Langue et techniques poétiques à l'époque romane* (J. Rychner), p. 138. – SIEGFRIED HEINIMANN, *Das Abstraktum in der französischen Literatursprache des Mittelalters* (G. Hilty), p. 143. – P. JOSEF ZWEIFEL, *Der Wortschatz der religiösen Polemik in französischer Sprache um 1600* (C. Th. Gosson), p. 148. – SVEN ANDERSSON, *Nouvelles études sur la syntaxe et la sémantique du mot français 'tout'* (P. Wunderli), p. 150. – KLAUS HUNNIUS, *Der Ausdruck der Konditionalität im modernen Französisch* (Th. Ebner), p. 157. – R. L. WAGNER et J. PINCHON, *Grammaire du français classique et moderne* (S. Heinimann), p. 161. – P. NAUTON, *Atlas linguistique et ethnographique du Massif Central* (M. Pfister), p. 163. – MARIA ALVES LIMA, *Matosinhos, Contribuição para o estudo da linguagem, etnografia e folclore do concelho* (A. Niederer), p. 168. – *Atlas der schweizerischen Volkskunde* (W. Egloff), p. 172.

HELMUT GIPPER und HANS SCHWARZ, *Bibliographisches Handbuch zur Sprachinhaltsforschung, Teil 1: Schrifttum zur Sprachinhaltsforschung in alphabetischer Folge nach Verfassern mit Besprechungen und Inhaltshinweisen*. Köln und Opladen, Westdeutscher Verlag, Lieferung 1: *Aakjaer–Beughem* [1961]; 2: *Bevere–Carnap* [1962]; 3: *Carnoy–Droste* [1962]; 4: *Droste–Fourquet* [1963]; 5: *Fowkes–Gipper* [1963]; 6: *Gipper–Gulkowitsch* [1964].

Das *Bibliographische Handbuch zur Sprachinhaltsforschung* verzeichnet Werke der Semasiologie und Onomasiologie, der allgemeinen Sprachwissenschaft, soweit sie die Probleme der Sprachverschiedenheit, der Sprachstruktur, des sprachlichen Zeichens und dessen Entwicklung, Gliederung, Einordnung betrifft, sodann Werke zur Sachkunde, Begriffslehre und Begriffsgeschichte, Fachwörterbücher, Enzyklopädien, kurz alles, was helfen kann aufzuzeigen, «wie in größeren synchronen Ausschnitten ... die außersprachliche Wirklichkeit durch das Zusammenspiel der sprachlichen Zugriffe und Sehweisen geistig anverwandelt, gegliedert und gestaltet ist<sup>1</sup>». Es soll aus zwei Teilen bestehen, einem alphabetischen Titelverzeichnis und einem systematisch nach Problemkreisen (Feldlehre, Strukturalismus, Sprachschicht, Aspekte, ...) und Sinnkreisen (Körper, Geist, Verwandtschaft, Farben, ...) geordneten Teil. Vom Titelverzeichnis sind bisher sechs Lieferungen erschienen (Aakjaer–Gulkowitsch); hingegen fehlt noch die Einleitung, so daß zur Orientierung ein «Geleitwort» und kurze «Hinweise an den Benutzer» genügen müssen.

Das Titelverzeichnis weist die Besonderheit auf, mit Kurzbesprechungen aus der

Feder von Gipper und Schwarz unterstreut zu sein. «Diese Besprechungen sind dabei so angesetzt, daß möglichst jeder der anschlägigen Fragenkreise an irgendeiner Stelle des Werkes einmal angeschnitten, die Kernfragen aber von verschiedenen Seiten her unter wechselnden Blickpunkten eingehend erörtert werden<sup>1</sup>.» Überdies sind bei vielen Titeln Rezensionsverweise beigegeben, was sehr zu begrüßen ist.

Rasch ersichtlich ist, daß die Bibliographie Tendenz aufweist. Sie wendet sich gegen die herkömmliche Bedeutungslehre und die Bezeichnungslehre, denn «beide bekommen den Sprachinhalt nicht richtig in den Griff: Diese verfehlt ihn, indem sie in ihrer Frage nach Bezeichnungen für Sachen das Bezeichnete voreilig außerhalb und unabhängig von der Bezeichnung vorgegeben behandelt und also das eigentlich Fragenswerte außer Frage stellt ... Jene wiederum verliert, an der Lautung des einzelnen Sprachmittels haftend, [den] gliedernden Zusammenhang der Sprachformen über ihrer Jagd nach verstreuten Bedeutungsverästelungen aus den Augen und gelangt nur schwer ... zu einem Einblick über deren sinnverwandtschaftliche Bedingtheit.» Man mag dieser Ansicht und der Bindung an die Weisgerbersche Forschungsrichtung beipflichten oder nicht, schade ist, daß sie nicht nur im Geleitwort, sondern auch in den erwähnten Besprechungen polemisch zum Ausdruck kommen; anstatt der Betrachtung eines Werkes von innen heraus wird dieses beurteilt. Das Urteil gilt nur von der Sprachinhaltsforschung her – das betonen die Verfasser –, so wenn Auerbachs *Literatursprache* (Nr. 412) als «unergiebig» bezeichnet wird; aber ist, wenn man die oben genannte Themen- und Problemabgrenzung betrachtet, ein Aufsatz wie *Sermo humilis* so unergiebig? Handelt es sich nicht eher darum, daß Auerbach von anderen Prinzipien und mit andern Methoden vorgeht? Ähnlich – um ein weiteres mittleres Beispiel zu nehmen – verstimmt es, wenn in der Kritik über *Semasiologie* (527) und *Vom Affektwort zum Normalwort* Baldinger implizite vorgeworfen wird, er habe sich Weisgerbers bzw. Triers Denkweise und Terminologie nicht zu eigen gemacht. Geradezu barock wird es schließlich, wenn unter Nr. 5362–5372 über 20 Seiten hinweg (mit Nr. 6082 steht das Werk jetzt auf S. 768) die Werke Gippers vom Mitverfasser Schwarz besprochen werden, nicht ohne Replik Gippers: die Sprachinhaltsforschung gibt sich mit solchem zu sehr als «Schule», zu wenig als objektive Forschungsrichtung (unter andern). Man verargt es den Verfassern gewiß nicht, ihre Meinung auszudrücken; doch wäre dies besser und mit weniger Auffälligkeit im systematischen Teil geschehen, wo auch das Persönliche weniger hineinspielen kann.

Die Kritik, die wir hiermit üben, soll aber nicht darüber hinwegsehen lassen, daß das *Bibliographische Handbuch* in der Fülle und Breite seiner Dokumentation ein sehr erwünschtes, nützliches Werk ist, das jeden Spezialisten über die Grenzen seiner Domäne in neue Problematik oder andere Sprachen und Sprachstämme hinausblicken läßt, und daß die Besprechungen überall dort, wo die direkte Spitze weggelassen ist, feinsinnig und sehr wertvoll sind. Um auf ein Gebiet zu blicken, das der Rezensent selbst eingehend behandelt hat: die Anmerkungen zu Ferdinand de Saussure, zu seiner Richtung und speziell zum Problem des *arbitraire du signe* sind absolut beachtenswert und zu bedenken.

Vorgesehen ist eine Auswahl von rund 20000 Titeln mit besonderer Berücksichtigung der letzten fünf Jahrzehnte (doch fallen allein beim Buchstaben A von 441 Nummern deren 65 vor 1900). Die Auslese scheint im allgemeinen bis 1957/58 zu gehen; einzelne Titel sind späteren Datums (1962 für Nr. 4678, 5434; 1963 für Nr. 5372).

---

<sup>1</sup> Alle Zitate stammen aus dem *Geleitwort*.

Vollständigkeit ist nicht erstrebt, in Anbetracht des Themenkreises wohl auch nicht erreichbar; doch ist die Bestandesaufnahme im großen und ganzen gut. Einzelne Lücken werden sich immer ergeben – warum fehlt H. Adler, *Die lautliche und begriffliche Entwicklung der französischen Verba des Infinitivausgangs Vokal + y + er*, Potsdam 1911? –, und manche sind erstaunlich: offenbar ist den Verfassern entgangen, daß Gilliérons *ALF* eine Fortsetzung im *Atlas linguistique de la France. Corse*, Paris 1914–1915, 799 Karten, gefunden hat (Bottiglioni ist genannt). Auch bei Griera und Oscar Bloch sucht man vergeblich nach Erwähnung ihrer Atlanten. A. Blaise, *Dictionnaire latin-français des auteurs chrétiens*, Strasbourg 1954, ist nicht verzeichnet, ebensowenig die *Enciclopedia italiana* (oder wird sie unter Treccani erscheinen?) als Pendant zum *Großen Brockhaus* (Nr. 1761) und zum *Diccionario Enciclopédico ilustrado de la lengua española*. Jedenfalls muß man die Einführung abwarten, bis fundierte Kritik geübt werden kann, so wie eine eingehende Würdigung der Stellungnahmen erst nach Erscheinen des 2. Teils möglich sein wird. Man muß sich fragen: Ist es ein Versehen, daß von Bruch *Le portugais baloiço et le suffixe -oiço* verzeichnet ist (Nr. 1863), nicht aber *Der Name des Flamingos und die altprovenzalischen Adjektiva auf -enc?* Gehört Badía Margarit, *Fisiognómica comparada de las lenguas catalana y castellana*, Barcelona 1955; Bezzola, *Sprachschöpfung, Spracherhaltung und Sprachgestaltung in Graubünden*, Bündner Monatsschrift 1946; Ettmayer, *Vorträge zur Charakteristik des Altfranzösischen*, Freiburg 1910, nicht schon des Titels wegen neben Nr. 439: Azzelino, *Grundzüge der englischen Sprache und Wesensart?* An Gieses spanische und katalanische Waffen-Arbeiten wäre noch die *Portugiesische Waffenterminologie des 13. Jahrhunderts*, Coimbra 1933, anzuschließen. Auch die Besprechungen sind längstens nicht alle angeführt: wichtiger als *IF* 54, 1936, 149–150, ist jedenfalls Jabergs früherer Beitrag zu Ballys *Le langage et la vie* in *RLiR* 2, 1926, 3–15 (*Sprache und Leben*). Schließlich seien noch einige Irrtümer verzeichnet: Boer, *Syntaxe du français moderne* (1333), sollte nach der 2. Auflage 1954 zitiert werden; Bennet, *Syntax of early Latin* (862), muß 1914 einen 2. Band erhalten haben; Beyer, Curt (1104) mit C, nicht mit K; Franca Ageno (295) und nicht *Franco Angeno* (!). Weitere Druckfehler berichtigen sich von selbst.

R. Engler

\*

H. RAMSDEN, *Weak-Pronoun Position in the Early Romance Languages*. Publications of the Faculty of Arts of the University of Manchester, n° 14. Manchester University Press, 1963, 195 p.

L'ouvrage personnel et bien documenté de M. Ramsden s'ouvre par un historique critique très complet de la question et qui montre qu'aucune des solutions proposées jusqu'ici ne suffit à résoudre le problème. Sa propre théorie repose sur un important dépouillement de textes: quatre textes latins, la *Cena Trimalchionis*, six lettres écrites d'Alexandrie par le légionnaire Terentianus au premier quart du deuxième siècle, les Évangiles de Matthieu et de Marc dans la version de l'*Itala*, et la *Peregrinatio Aetheriae*; puis une série de textes romans, allant des origines à 1250. Le dernier chapitre est consacré à l'évolution de ce point de syntaxe en espagnol, de 1250 à la fin du XV<sup>e</sup> siècle.

M. Ramsden ne prend en considération que le pronom «faible» aux cas obliques. On regrettera qu'il n'ait pas inclus dans son enquête les formes du nominatif et les

formes «fortes»; la question en aurait sans doute reçu quelque lumière. L'auteur distingue treize positions du groupe formé par le verbe et son complément pronominal, selon la nature de l'élément qui le précède; il ne tient compte ni de ce qui suit ni du mode du verbe, sauf pour les modes impersonnels. Ce dépouillement soigneux remplit le chapitre II, le plus important de l'ouvrage, et restera utile quoi qu'on pense des conclusions que l'auteur en tire.

En fait, il ne me paraît pas qu'on puisse les retenir toutes, en particulier en ce qui concerne les textes latins. M. Ramsden croit discerner une évolution vers la postposition de la *Cena* à l'*Itala*, tandis que la *Peregrinatio* indiquerait une nouvelle évolution qui trouverait son aboutissement dans les langues romanes. Mais M. Ramsden n'a pas tenu compte, dans ces conclusions, de l'hétérogénéité des textes étudiés. Si on prend le total des exemples, on voit que les deux textes les plus sincères, les lettres de Terentianus et la *Peregrinatio*, vont de conserve: 27 antépositions contre 51 postpositions pour le premier, 55 contre 106 pour le second, soit une proportion de 1 à 2. La *Cena*, pastiche littéraire de la langue populaire, en a 92 contre 88, soit une proportion de 1 à 1; par contre l'*Itala*, traduction d'un texte sacré, où l'ordre des mots est presque toujours respecté, en a 34 contre 349, soit une proportion de 1 à 10. Pour ne donner qu'un exemple, on lit Mat. 10,40: *Qui recipit uos me recipit; et qui me recipit recipit eum qui me misit*; la place des pronoms personnels est exactement celle de l'original, sauf au dernier membre de phrase qui traduit *τὸν ἀποστείλαντά με*, et où le traducteur, changeant la construction, a choisi, chose remarquable, l'antéposition.

Si on entre dans le détail, on voit que les exemples d'antéposition sont proportionnellement beaucoup plus fréquents pour les positions I à X que pour les positions XI à XIII, où la postposition l'emporte largement dans les quatre textes. Voici les données pour la position I où le groupe verbe et pronom suit un relatif, et pour la position XIII où il est à l'initiale absolue ou suit un élément juxtaposé en parataxe:

	<i>Cena</i>	<i>Terentius</i>	<i>Itala</i>	<i>Peregrinatio</i>
I	6-4	5-0	9-13	12-2
XIII	6-42	0-22	2-35	0-5

Si maintenant on compare ces données à celles que fournissent les textes romans dépouillés par M. Ramsden, on voit que pour les positions I à X l'antéposition est généralement la règle, tandis que pour les positions XII et XIII, c'est la postposition; pour la position XI, toutes les deux sont également admises. En somme, il semble que les langues romanes ont simplement normalisé des tendances déjà assez nettes en latin.

On ne saurait aller plus loin sans avoir recours à la méthode comparative, que M. Ramsden ignore, comme beaucoup de romanistes. Il la remplace par un château de cartes d'hypothèses gratuites qui, s'il fait honneur à son ingéniosité, n'en est pas moins fragile. Selon lui (p. 114), il y aurait eu, d'abord, du latin aux langues romanes, une évolution allant de l'ordre *sujet – autres éléments – objet – verbe* à l'ordre *sujet – verbe – objet – autres éléments*, qui aurait tendu à généraliser la postposition du complément pronominal. C'est là une simplification abusive; il est vrai que les langues romanes ont tendu vers un ordre régulier *sujet – verbe – complément direct*, mais au début de leur évolution nous sommes encore loin de compte; il suffira de renvoyer aux treize positions distinguées par M. Ramsden: la plupart excluent l'ordre supposé régulier, pour autant, du moins, que le sujet est exprimé; aucune ne l'exige absolument. En fait, il serait facile d'accumuler des exemples comme ceux-ci:



*Roland*, 89s. Dis blanches mules fist amener Marsilies  
Que li tramist li reis de Suatilie.

*Cid*, 9 Esto me an buolto mios enemigos malos

L'hypothèse est, du reste, sans objet en l'occurrence, si l'idée d'une tendance à la généralisation de la postposition du complément pronominal, qui lui a été suggérée par l'usage de l'*Itala*, n'est, comme nous le croyons, qu'un mirage.

M. Ramsden suppose ensuite que, probablement au IV<sup>e</sup> siècle, la postposition du complément pronominal aurait été incomplète, que dans les propositions subordonnées l'antéposition aurait encore dominé, que, sous l'influence de l'accent d'intensité, les mots des groupes syntagmatiques se seraient coulés dans certains schèmes rythmiques conformes au rythme ascendant (*sic*) de la langue, d'où, dans les relatives l'ordre *qui me uidet* préféré à *qui uidet me*, ordre qui se serait généralisé dans les autres subordonnées, puis dans la plupart des principales (où, du reste, il pouvait aussi dans bien des cas se rencontrer).

Le doute est permis devant cette cascade d'hypothèses. On se demandera d'abord s'il est correct de parler du rythme de la langue, le rythme ne se réalisant que dans la parole. Il peut arriver que la langue favorise tel ou tel rythme, ainsi en français l'accentuation sur la dernière syllabe prononcée des mots accentués favorise le rythme ascendant. Mais à l'époque du roman commun, l'accentuation sur la syllabe finale était tout à fait exceptionnelle, et j'avoue ne pas comprendre ce que veut dire M. Ramsden en parlant de «the rhythm of the language, which was changing from descending to ascending» (p. 116). On remarquera ensuite que l'«accent secondaire» de *qui* est une invention moderne de romanistes, et enfin qu'un grand nombre de relatives, comme *qui me uidetis*, *uidebat*, *uidisti*, *uidebatis*, etc., *qui me cognoscit*, *cognoscebat*, *cognouisti*, *cognoscebatis*, etc., ne correspondent pas au schème supposé. Il n'y a dès lors aucune raison d'en supposer la généralisation.

En somme le livre de M. Ramsden est excellent en tant qu'il se borne à poser des faits, erroné et d'une méthode inacceptable en tant qu'il essaie d'expliquer l'évolution du latin aux langues romanes. On n'en sera pas moins reconnaissant à l'auteur d'avoir mis de précieuses données à la disposition des romanistes.

A. Burger

\*

PAUL ZUMTHOR, *Langue et techniques poétiques à l'époque romane (XI<sup>e</sup>–XIII<sup>e</sup> siècles)*, Paris, C. Klincksieck, 1963, 226 p. (Bibliothèque française et romane, publiée par le Centre de philologie romane de la Faculté des lettres de Strasbourg. Série C: Etudes littéraires, IV.)

Il est malaisé et d'ailleurs vain d'enfermer entre des dates précises la période «romane»; en histoire littéraire, elle englobe la «poésie traditionnelle» chantée, à l'exclusion des genres nouveaux, le roman et le dit, non chantés. L'analyse portera donc sur la tradition de la poésie chantée, dans laquelle se rangent à la fois «la chanson de geste et le lyrisme courtois, les restes problématiques d'un lyrisme précourtois et les chansons de saints archaïques» (12), ensemble présentant «une unité organique remarquable, résidant à la fois dans les formes mentales et linguistiques, et dans la valeur-chant» (12). – «La distinction qu'il est bien nécessaire d'opérer ... entre tradition épique et

tradition lyrique procède d'un point de vue différent: tradition épique et tradition lyrique constituent deux *modes d'existence* du poétique; modes qui se définissent relativement aux conditions dans lesquelles s'exerce l'initiative créatrice» (13). – Il est vrai d'autre part que deux courants composent le large fleuve de la littérature «romane»: un courant populaire, «certes non dépourvu de technique élaborée, mais témoignant d'une autonomie très large à l'égard des arts libéraux» (15); un courant savant, tributaire de l'école et de la pratique des arts libéraux. Cette dualité, beaucoup plus accusée dans la poésie lyrique, y pose même un problème génétique important: «les nations européennes possèdent-elles une double tradition lyrique? L'une d'elles représenta-t-elle, dans un passé assez lointain, la matrice de l'autre? Ou bien proviennent-elles toutes deux d'un fond commun? En d'autres termes: exista-t-il, dès le temps des premiers troubadours ou même antérieurement à eux, un lyrisme 'populaire' pourvu d'une forme définissable, et de fonctions particulières?» (15–16). Les *jarchas* andalouses, les chansons populaires perdues, mais attestées dans le royaume franc entre le VI<sup>e</sup> et le IX<sup>e</sup> siècles, les *refrains* insérés dans les poésies ultérieures, permettent de croire qu'«un petit nombre de formes poétiques lyriques ... ont fleuri continûment dans l'Europe occidentale entre le IX<sup>e</sup> siècle – probablement beaucoup plus tôt – et le XVI<sup>e</sup>. Leur caractère apparemment le plus remarquable et peut-être le plus fondamental était celui d'un appel féminin: elles stylisaient le rôle imparti à la femme dans l'essor du chant, alors que la poésie courtoise reste de signe presque uniquement masculin. L'émergence de ces formes paraît se confondre chronologiquement avec celle des langues romanes comme telles» (19). Mais, dans les pays qui connurent la renaissance carolingienne, «le renouveau des études classiques se fit contre toute littérature échappant au contrôle scolaire et clérical» (21). Vers 1100, de plus, se constitue la poésie courtoise, fonctionnellement liée à la classe féodale, mais de type également savant. On comprend donc pourquoi «la poésie européenne, dans sa quasi-totalité, jusqu'à une époque récente», relève de ce dernier type (15). – Les dualités épique-lyrique et vulgaire-savant n'empêchent pas l'unité profonde de cette poétique romane des origines, qui est l'objet propre de l'analyse de M. Zumthor.

Celui-ci reconnaît d'abord *deux degrés de l'expression*. Ce sont, dans sa terminologie, les degrés *documentaire* et *monumentaire*. Dans le premier, la fonction du langage, primaire, «est déterminée par les seuls besoins de l'intercommunication courante» (33); la fonction du langage, dans le degré monumentaire, «est proprement une fonction d'édification, au double sens de ce mot: élévation morale et construction d'un édifice» (33). Au plan des formes de l'expression, le degré monumentaire exige un «effort structural qui, s'exerçant à travers un état de langue primaire plus ou moins anarchique, l'émonde et le modifie, y ajoute et surtout en transpose des éléments de manière à porter le discours à un état second, où il prête moins le flanc aux forces de dispersion naturelle» (38). – Dans la période romane, le latin, sans doute, a souvent fonctionné comme langue monumentaire, mais il serait faux d'assimiler l'opposition langue vulgaire-latin à l'opposition document-monument, car, d'une part, le latin a connu un degré documentaire, et surtout, d'autre part, le besoin monumentaire a recouru aussi au registre roman. – «Le type le plus pur du monument d'époque archaïque est la formule juridique» (40) codifiant la coutume, «instrument d'expression indiscutable et valable sur de grandes étendues territoriales, durant un temps très long: donc dégagé des plus lourdes servitudes géographiques, soustrait aux altérations rapides du langage quotidien, comportant un élément essentiel d'artifice, d'écart, de distance» (40). Exemples des serments de Strasbourg et de la formule de Soissons. Le

processus de monumentarisation tend, dans le domaine juridique, «à fonder une permanence et une obligation, à transmuier en structure une situation» (43). – Qu'en est-il en poésie? A la suite de la renaissance carolingienne, le latin, «isolé du vulgaire ... et de plus en plus spécialisé dans les fonctions savantes et liturgiques» (44), «devient langue universelle, porteuse de tout ce qui, dans la culture de cette société, apparaît comme le moins étroitement uni aux contingences de lieu et de temps. Dans la mesure même où il tend à échapper à l'emploi courant, il conquiert peu à peu sa dignité de *grammatica*» (45), mais, «sevré des sources vivantes du langage ..., il arrive à ce latin de perdre le contact avec certains aspects du réel. Il se heurte à une difficulté foncière de saisir la totalité de l'expérience» (46). De sorte que, langue monumentaire en quelque sorte absolue, mais coupée des fonctions vitales, il ne dispense pas, mais au contraire oblige la langue vulgaire à «tirer d'elle-même un usage monumentaire qui lui soit propre. Une partie de l'existence culturelle du *populus Francorum* va se trouver en effet dépourvue de moyens d'expression autres que ceux que lui offre cette langue-là; certaines sphères d'expression élaborée et hautement significative vont s'y trouver attachées par un lien particulier ... Celle du droit coutumier sans doute; mais aussi, selon toute apparence, certaines formes du chant: celles qui se fondent sur la stylisation du quotidien (amour, travail, mort), sur l'exaltation des héros, ou encore qui actualisent les virtualités dramatiques et fabuleuses du culte chrétien» (46). Les œuvres latines que l'on pourrait rattacher à ces sphères se situent hors de la tradition romane et relèvent d'une autre poétique, car «une poétique tient sa nature de la langue à laquelle elle s'applique plus que d'une intention spirituelle générale» (47). «C'est ainsi que de la fin du IX<sup>e</sup> au début du XI<sup>e</sup> siècle, on voit se constituer définitivement (sous forme écrite et sous forme orale) un français monumentaire qui, vers 1050–1080, apparaît déjà stable et bien diversifié» (49).

La langue monumentaire se constitue «par abstraction à partir de l'usage communicatif courant» (49), à la fois par la limitation des choix lexicaux et grammaticaux possibles et par l'élévation de son registre. Ainsi, la langue poétique cumule, par rapport à la langue documentaire, trois écarts: «l'écart mélodique (le monument est chanté par opposition au discours parlé); l'écart prosodique ou rythmique ...; l'écart verbal, constitué par tout ce qui tient aux formes grammaticales et aux significations» (50). – Sur le second de ces écarts, l'auteur écrit quelques pages importantes et pénétrantes. «Le vers apparaît comme un cadre rythmique préexistant virtuellement au chant» (58). Comme «l'acte de chanter consiste à remplir de mots ce cadre mémoriel» (58), «l'écart verbal s'est constitué au sein du vers; le rythme a agi sur la matière linguistique à la façon d'un réactif et provoqué en elle des combinaisons [privilégiées] demeurées dès lors stables. Selon toute apparence, c'est là l'origine du *style formulaire*» (58) au sens large. «Un lien de connaturalité unit au rythme le contenu sémantique du discours versifié. Tout rythme est signifiant par lui-même et constitue comme tel un élément du message» (59). «La production d'un vers est ainsi une opération complexe de mise-en-sens-et-en-rythme, dont les facteurs répugnent à la dissociation analytique» (60). «Le vers est ... pour ainsi dire le lieu de la structuration poétique. Tel est le fait principal et le plus général qui définit l'art formulaire, fondement – au moins à son origine – de toute poésie romane» (62). Analyse du caractère formulaire du *Saint Léger* (62–66).

L'écart verbal ou rhétorique, qui caractérise «tout fait de monumentarisation des formes lexicales et grammaticales» (71), engage «des *procédés morphologiques*, portant sur les mots comme tels, leur choix lexical et leur agencement syntaxique; des *procédés*

*figuratifs*, portant sur les relations des mots ou des syntagmes entre eux; des *procédés ... stylistiques*, qui reposent principalement sur la récurrence de certains éléments du discours» (71). – Les procédés morphologiques comportent une tension entre un usage (le langage communicatif primaire) et un modèle (une tradition littéraire pré-existante) et orientent les choix lexicaux dans le sens de l'artifice. C'est à cette tendance que se rattachent, c'est par elle que s'expliquent les latinismes, les contrastes dialectaux, les archaïsmes ou les exotismes épiques, l'interpénétration des registres linguistiques (dans des monuments tels que la *Passion* et le *Saint Légier*, *Girart de Roussillon*, les chansons de geste franco-vénitiennes). L'utilisation poétique du bilinguisme ressortit également aux procédés morphologiques de l'écart rhétorique, écart qu'elle porte à son comble par la dissociation complète des registres linguistiques. – Les procédés figuratifs correspondent aux *figurae* de la rhétorique: figures de sons (auxquelles M. Zumthor rattache la rime, dont il montre bien le rôle de variante dans le style formulaire) et de mots, figures grammaticales et sémantiques (parmi lesquelles l'hyperbole, la litote et la comparaison dominant dans la chanson de geste et la chanson de toile, tandis que l'allégorie et la métaphore sont illustrées surtout par la chanson courtoise). – Les procédés stylistiques enfin comprennent «un ensemble de faits d'expression ... reposant sur la suggestion récurrente» (119). On distingue des schèmes mentaux (ex.: motifs du secret dans la chanson, de l'attaque à la lance dans l'épopée; ou encore personnages types) et des schèmes de langage (les formules et les termes-clés). La plupart des mots, dans l'art formulaire de l'époque romane, «n'existent plus, poétiquement, qu'au sein de groupements formulaires ou par rapport à eux ...; sémantiquement affaiblis, les mots sont devenus incapables de renvoyer à une expérience réelle» (121). La multiplication et la généralisation des autres mots, ceux que leur capacité sémantique rend capables d'évoquer immédiatement l'expérience, seront l'une des caractéristiques de l'art «gothique» (121). «En d'autres termes, ... *topi*, clichés, mots-clés ou mots thèmes, mots formulaires ou de quelque manière qu'on les désigne, tiennent leur valeur évocatrice moins d'eux-mêmes que des ensembles structurés auxquels ils appartiennent» (121), c'est-à-dire des *registres d'expression*.

L'originalité, dans la poésie romane, ne tient pas au fond, mais à l'invention formelle à partir de matériaux traditionnels et de lieux communs (cf. R. Guette). Le nombre et la permanence de tous les thèmes, motifs et expressions formulaires «créent en fait un réseau de correspondances et de contraintes coutumières très serré, embrassant, avec leur source imaginative, le choix des moyens linguistiques, stylistiques et rhétoriques» (131). Ce sont ces *procédés d'expression* «qui constituent à la fois la matière et la forme de la tradition» (131). «Chaque *registre*, constitué par un ensemble de motivations et de procédés lexicaux et rhétoriques, comporte un ton expressif particulier» (141). Cette analyse synchronique entraîne des vues diachroniques: «le processus archaïque de formation des langues littéraires aura constitué celles-ci sur plusieurs plans, en vertu de fonctions expressives distinctes: ainsi sur le plan des *cantica amatoria* ... et sur celui de chansons *in blasphemiam alterius*, celui des chansons de saints peut-être, et des pré-chansons de geste. Il semble que l'on puisse entrevoir à l'aube de la poésie romane un petit nombre de registres d'expression spécialisés» (142). – Bien qu'«il ne semble pas qu'il y ait lien nécessaire entre registre et genre littéraire» (141), certains genres accusent fortement des registres propres; ainsi, pour ne pas parler de l'épopée, la pastourelle (145–149) ou la chanson de toile (149–150). D'autres registres plus ou moins cohérents caractérisent certains thèmes, dans quelque genre qu'ils se présentent; ainsi de la requête courtoise, de l'amour idyllique, de la bonne

vie, de la saison joyeuse, du plaisir d'amour. – Si l'on a reconnu le caractère registral de l'ancienne poésie romane, on comprend mieux, par ex., ce que sont la fatrasie, «tentative pour sauver de l'intérieur la vieille poétique» (161), les contrafactures et les motets, qui reposent sur «l'utilisation consciente, voulue, souvent soignée jusqu'au raffinement, des oppositions entre registres divers» (172).

Le style registral est nécessairement traditionnel. Dans chaque élément d'un vers comme *Halt sunt li pui et li val tenebrus*, pris ici pour exemple d'une forme génératrice d'effet poétique, «se nouent plusieurs liens mémoriels, de nature mélodique, rythmique, phonique, syntaxique, lexicale, topique, en principe tout cela ensemble; chacun de ces éléments devient ainsi un centre associatif; la forme stricte qui l'enserme est comme tissée d'un réseau de relations de ressemblance, d'opposition, de répétition, de complémentarité, etc.» (185–186). «Pour nous modernes, chaque poème recrée virtuellement le langage ... A l'époque romane ..., la langue poétique ... constitue un langage complet, proprement dit, existant objectivement au sein de l'autre ... Le passage qui, du langage commun, permet d'y accéder est une mutation qui s'opère, non (comme à l'époque moderne) par invention absolue, mais par participation à des schèmes exemplaires et hérités» (201). C'est la tradition unanime qui confère leur sens additionnel aux mots et aux syntagmes, ce sens qui leur vient «moins de l'enchaînement du discours comme tel que des relations registrales. De la sorte, ce n'est pas seulement une suite nombreuse de métaphores qui se produit au fur et à mesure du déroulement des vers, mais bien un transfert unique et définitif, qui dès les premières mesures projette le discours entier sur le plan métaphorique. En d'autres termes, le langage poétique est, pour l'homme de l'époque romane, un *sur-langage*: une sur-langue, métaphore de l'autre ... Il est un ordre reconnu» (204). Essai d'interprétation, sur ces principes, de la chanson de Jaufré Rudel, *Lanqand li jorn* (205 à 217).

Le lecteur aura compris par ce résumé – du moins je l'espère – à la fois l'ampleur du problème envisagé, la pénétration et l'originalité de l'analyse, la force de la thèse. Le mérite principal du livre me paraît être d'ordonner dans une synthèse d'ensemble, et neuve comme telle, qui leur donne toute leur signification, les faits particuliers que tel ou tel d'entre nous avons reconnus. La poésie des origines romanes, formulaire au sens le plus général du terme, y trouve l'explication la plus profonde. – Des réserves? Je serais pour ma part tenté de discuter deux points surtout. Je mettrais tout d'abord volontiers en cause l'unité organique fondamentale de l'épopée et de la lyrique courtoise. Sur le plan même où s'est placé M. Zumthor, la différence reste profonde en ceci surtout, me semble-t-il, que l'art formulaire est lié dans la seconde à une réussite formelle, «plate» en quelque sorte, dont l'un des éléments importants est la musique, alors que la narration chantée, de musique pauvre, mais d'effets relevés, ambitionne sans doute bien autre chose, d'abord, que la perfection formelle. Je me demande donc s'il n'y a pas quelque ambiguïté dans l'adjectif *formulaire*, lorsqu'on lui donne l'extension que fait M. Zumthor. En second lieu, mais la remarque est en somme liée à la première, je regretterais la limitation délibérée et volontaire de l'étude à la seule perspective formelle. Certes, «toute création poétique est un fait de langue» (8), ce qui non seulement autorise, mais exige de l'envisager dans ses modalités linguistiques. Mais le «pourquoi» de ce «comment» ne réside sans doute pas exclusivement dans le plan linguistique lui-même. Ainsi les formes particulières à la poésie des origines n'étaient pas impliquées dans la volonté ou le besoin de la structuration monumentaire: il y a des «monuments» sans récurrences ni formules. Pour expliquer le type

particulier des «monuments» romans, il faudrait faire appel, je le crains, à ces «conditions sociologiques générales» (194), à cette «fonction sociale» de la littérature (144), ou encore à ces «modes d'existence du poétique» (13) que M. Zumthor a volontairement exclus de son champ de travail et sans lesquels cependant les écarts mélodique, rythmique et rhétorique eussent pu être tout différents. Je crois que M. Zumthor aurait pu ouvrir sa porte à ces facteurs sociologiques sans cesser pour autant de concentrer son attention sur les formes ni d'être fidèle à ses plus chers et à ses plus féconds postulats.

Jean Rychner

\*

SIEGFRIED HEINIMANN, *Das Abstraktum in der französischen Literatursprache des Mittelalters. Romanica Helvetica*, Vol. 73, Bern 1963, XVI + 196 p.

Man muß Siegfried Heinimanns Buch von seinem Mittelteil her betrachten und beurteilen: *Die Leistung des Abstraktums in der Literatursprache des 12. Jahrhunderts, insbesondere bei Chrestien de Troyes* (p. 70–150). Dieser Teil ist nicht nur am umfangreichsten, sondern er bildete auch, wie der Verfasser im Vorwort ausdrücklich sagt, den Ausgangspunkt für die ganze Arbeit<sup>1</sup>. In ihm werden sehr sorgfältig die Verwendungsweisen des Abstraktums in Chrestiens Werken untersucht. Unter Abstraktum versteht Heinimann «den Namen, genauer die substantivische Bezeichnung einer Eigenschaft, eines Zustandes oder einer Tätigkeit, also *Nomen qualitatis* und *Nomen actionis*» (p. 2), und es soll die Frage beantwortet werden, «was die substantivischen Ausprägungen verbaler und adjektivischer Begriffe in Chrestiens Sprache leisten, welche Funktion sie haben, in welcher Beziehung sie zu andern Gliedern des Satzes, insbesondere zum Hauptstück der Aussage, dem Verbum, stehen» (p. 71). Die grammatischen Funktionen, die das Abstraktum versieht, zusammen mit dem Begriffsinhalt und Vorstellungswert des Verbums, zu dem es als Subjekt oder als Ergänzung tritt, bestimmen denn auch die Gliederung des Kapitels *Die hauptsächlichsten Verwendungsweisen des Abstraktums bei Chrestien; ihre lateinischen, provenzalischen und französischen Vorstufen* (p. 75–117). Ich betrachte dieses Kapitel als den für die Forschung

<sup>1</sup> Offenbar wurde auch das Verzeichnis der «Kritischen Literatur» (p. XV–XVI) ursprünglich für diesen Teil zusammengestellt und dann nicht sehr systematisch im Hinblick auf die anderen Teile erweitert. Daher mag es rühren, daß das genannte Verzeichnis zu Chrestien de Troyes sehr spezielle und nur einmal erwähnte Studien enthält, während wichtige Literatur von viel allgemeinerer Bedeutung fehlt, obwohl sie wiederholt zitiert wird (wobei dann bei den späteren Zitaten, etwas schwerfällig, auf jene Fußnote verwiesen wird, in der das Werk zum erstenmal genannt ist). Manches wird auch abgekürzt zitiert, ohne daß die vollständige Angabe im «Literatur- und Abkürzungsverzeichnis» (p. XIII–XVI) zu finden wäre. Natürlich handelt es sich dabei um bekannte Werke, aber das genannte Verzeichnis enthält ebenfalls sehr bekannte Werke, so daß man eine gewisse Folgerichtigkeit vermißt. – Warum werden auf Seite 55 die *Quatre Livre des Reis* in der Ausgabe von LE ROUX DE LINCY zitiert (mit alleinigem Hinweis auf die Seite in dieser Edition), währenddem in der Zusammenstellung der «Texte» (p. XIII–XIV) zu lesen ist, für dieses Werk werde die Ausgabe von CURTIUS verwendet («zit. nach Buch, Kap. und Paragraph»)?

wesentlichsten Teil des Buches. Es enthält einen mit tadelloser Akribie<sup>2</sup> hergestellten Katalog der von Chrestien verwendeten Abstrakta<sup>3</sup> sowie der sprachlichen Baupläne, in denen diese Abstrakta in syntaktischer und vor allem in semantischer Hinsicht ihren Platz finden<sup>4</sup>.

Natürlich trifft es zu, daß dieser Katalog die «parole» von Chrestien zum Gegenstand hat, wie der Verfasser p. 70/71 darlegt. Aber im Grunde genommen liegt sein Hauptwert nicht in der stilistischen Erforschung von Chrestiens «parole», sondern darin, daß er einen wesentlichen Baustein für die Bestimmung der «langue» in Chrestiens Zeit darstellt. Solange das System dieser Sprache noch nicht klar erkannt ist, kann es in bezug auf Chrestien noch gar nicht eigentlich zu einer stilistischen Fragestellung kommen, in der untersucht würde, welches die besondere Verwirklichung dieses Systems durch Chrestien ist. S. Heinimann glaubt allerdings im folgenden Kapitel (*Weitere Verwendungsweisen des Abstraktums und der Ausdrucksreichtum von Chrestiens Sprache*, p. 117–150) ein paar Schritte in diese Richtung gehen zu können. Wird hier aber wirklich – nach dem Wunsch des Verfassers – sichtbar, wie Chrestien aus der Fülle der ihm zu Gebote stehenden Ausdrucksmöglichkeiten auswählt? Solange sich die «Untersuchung auf die Romane Chrestiens beschränkt», wie Heinimann zu Beginn dieses Kapitels ausdrücklich sagt (p. 117), können wir doch die Ausdrucksmöglichkeiten, die Chrestien zu Gebote standen, in ihrer Gesamtheit gar nicht beurteilen. Wir kennen nur jene Möglichkeiten, die er verwirklicht hat. Somit wird das, was wir als Auswählen in den Blick bekommen, eingeeengt auf die Wahl zwischen verschiedenen von Chrestien selbst verwirklichten Möglichkeiten, wobei bei der vorliegenden Problemstellung eine von ihnen stets ein Abstraktum enthält. In diesem beschränkten Bereich könnte allerdings ein analysierendes Abwägen zwischen den verschiedenen Möglichkeiten zu vorläufigen stilistischen Erkenntnissen führen. Nun findet aber nicht einmal ein solches Abwägen wirklich statt, indem bei dem angedeuteten Vergleich das eine der beiden Glieder, natürlich dasjenige der Abstrakta, ein derartiges Übergewicht besitzt, daß das andere Glied kaum in Erscheinung tritt<sup>5</sup>. Daraus ergibt sich, daß wir es in diesem Kapitel vorwiegend mit einer Fortsetzung des

<sup>2</sup> Eine kleine Ausnahme in bezug auf diese Tadellosigkeit sehe ich in der Formulierung des Abschnitts c): *Das Abstraktum als Subjekt eines nominalen oder verbalen Prädikates: Charakterisierung eines Vorgangs oder einer Eigenschaft*. Warum wird hier nicht an der bei b) gemachten Unterscheidung «Abstraktum als Subjekt von *estre* / Abstraktum als Objekt zu unpersönlichem *avoir*» festgehalten? Dies wäre nötig, denn gerade im ersten unter c) angeführten Beispiel ist das Abstraktum nicht Subjekt. – Noch eine Kleinigkeit aus dem folgenden Kapitel, das sich sonst durch die gleiche Akribie auszeichnet: Auf p. 142 ist *refroidir* in *refroidier* zu verbessern.

<sup>3</sup> Der vollständige Wortindex ermöglicht die alphabetische Erschließung des Wortmaterials. Auch die übrigen Indices (Begriffsindex, Index der Autoren und Werke, Sachindex) sind äußerst wertvoll.

<sup>4</sup> Sowohl in bezug auf diese Pläne als auch in bezug auf die Abstrakta selbst wird in Fußnoten sehr wertvolles provenzalisches und vor allem lateinisches Vergleichsmaterial geboten.

<sup>5</sup> Dies ist offenbar weitgehend beabsichtigt, sagt doch Heinimann im Hinblick auf die Betrachtung der Wahl zwischen verschiedenen Ausdrucksformen: «Dabei werden die substantivischen Wendungen in unserer Darstellung mehr Raum einnehmen als die zum Vergleich herangezogenen verbalen oder adjektivischen Ausdrücke» (p. 121).

vorangehenden zu tun haben, das heißt mit einer weiteren Wesensbestimmung der Abstrakta, und nicht mit etwas grundsätzlich anderem. Ich sage «vorwiegend», denn wenn auch der Abschnitt über die funktionelle Äquivalenz, der eine Analyse des Verhältnisses des Abstraktums zu Tempus, Aspekt und Diathesen enthält, einfach das Wesen des Abstraktums unter neuen Gesichtswinkeln zu bestimmen sucht, und wenn auch die beiden Abschnitte über semantische Äquivalenz und über Bildhaftigkeit weitgehend semantische Ergänzungen zu gewissen Seiten der funktionellen Analyse des vorangehenden Kapitels sind<sup>6</sup>, so finden wir hier doch auch zwei Abschnitte, die ganz anderer Natur sind, die Abschnitte über *Die Lehre von der «conversio» oder «permutatio»* (p. 117–121) und über *Weitere stilistische Verfahren* (p. 147–150), wo von *Figura etymologica*, Variation, Synonymendoppelung, Antithese und Raffung die Rede ist. Hier handelt es sich wirklich um stilistische Probleme. Die beiden Abschnitte nehmen sich aber gerade deshalb ein wenig als Fremdkörper aus.

Bei der Beurteilung von S. Heinimanns Werk sind wir bewußt vom Mittelteil ausgegangen. Der erste und der dritte Teil sind Skizzen, die den Standort bestimmen helfen, an dem sich Chrestien de Troyes und damit der zweite Teil des Buches befinden. Die erste Skizze, die weiter ausgearbeitet ist als die zweite, hat den *Aufbau und Bestand des abstrakten Wortschatzes im provenzalischen und französischen Schrifttum der ersten Jahrhunderte (9. bis 12. Jahrhundert)* zum Gegenstand und sucht «die allmähliche Vermehrung des abstrakten Wortgutes nach der formalen wie nach der inhaltlichen Seite hin bis gegen das Jahr 1200 in großen Zügen» nachzuzeichnen (p. 70), und zwar in den verschiedenen Lebenskreisen und literarischen Gattungen<sup>7</sup>. Es handelt sich dabei um einen Entwurf, von dem man nur hoffen kann, er werde von der Forschung bald eingeholt. Dann wird wesentliches Licht auf die innere Geschichte der französischen Schriftsprache in den ersten Jahrhunderten fallen<sup>8</sup>.

Auch die abschließende Skizze (*Ausblick ins Spätmittelalter: Vermehrung des ab-*

---

<sup>6</sup> Es ist bezeichnend, daß im ersten dieser beiden Abschnitte von den drei auf p. 135 genannten substantivischen Aussageformen, die das Begriffsfeld der Charaktereigenschaften beherrschen («Die Eigenschaft ist im Menschen; er hat sie; er ist von guter oder schlechter Art»), der dritten Möglichkeit nicht nachgegangen wird. Sie kann zur Wesensbestimmung der Abstrakta nicht viel beitragen. – In welchem Sinne die im zweiten dieser Abschnitte behandelte metaphorische Bildhaftigkeit mit den sprachlichen Problemen der Abstrakta zusammenhängt, wird weiter unten angedeutet.

<sup>7</sup> Cf. die einzelnen Abschnitte: 1. Die Abstrakta in den ältesten Texten. 2. Wort- und Begriffsbildung in der kirchlich-religiösen Sprache: Oxforder und Cambridger Psalter. 3. Wort- und Begriffsbildung in der Rechtssprache: Urkunden, Leis Willelme, Coutumes. 4. Wort- und Begriffsbildung in der lehrhaften Dichtung: Philippe de Thaon und der älteste anglonormannische Lapidarius. 5. Wort- und Begriffsbildung im Epos und in der höfischen Dichtung Süd- und Nordfrankreichs: Rolandslied, Troubadours, Chrestien de Troyes.

<sup>8</sup> Ich sage bewußt «der französischen Schriftsprache». Bei der Ausführung des Entwurfs müßte nach meiner Auffassung die französische von der provenzalischen Sprachentwicklung getrennt werden. Dies heißt nicht, daß die provenzalischen Möglichkeiten, wie auch die lateinischen, nicht im Sinne von Vorbildern für die französische Entwicklung bedeutungsvoll waren. Aber es handelt sich doch um zwei verschiedene Sprachsysteme, die ich, trotz Heinimanns Bemerkungen auf Seite 60, nicht einfach miteinander behandeln würde.

*strakten Wortgutes; alte und neue Ausdrucksformen*, p. 151–176) ist wertvoll. Aus der Fülle der Erscheinungen, welche die Literatursprache des Spätmittelalters kennzeichnen, werden «einige besonders charakteristische Züge des abstrakten Wortgutes und seines Gebrauchs hervorgehoben. Sie zeigen, wie die Autoren des 13. bis 15. Jahrhunderts das sprachliche Erbe der vorhöfischen und höfischen Dichter sowie der frühen didaktischen Schriftsteller und der Gebrauchsprosa zu nutzen und zu mehren wissen. Nach lateinischen und z. T. nach italienischen Vorbildern entwickeln sie die Kunst des nominalen Stils, führen einerseits die bildhafte Verwendung des Abstraktums folgerichtig fast bis an die äußersten Grenzen und schaffen andererseits neue Formen der sachlichen wie der rhetorisch gehobenen Aussage. Noch fehlen ihnen zwar mehrere Gebrauchsweisen des Abstraktums, die uns heute geläufig sind, so z. B. die Typen *la mise en vigueur, c'est d'une importance, il a l'étonnement facile* ... Manche Neuerung bleibt den spätern Jahrhunderten vorbehalten. Die Schriftsteller des 14. und 15. Jahrhunderts haben jedoch den entscheidenden Schritt zur Nominalisierung getan und damit die Form des Neufranzösischen vorgeprägt. Durch die Einführung zahlreicher Latinismen haben sie das abstrakte Wortgut auch in seiner äußern Gestalt verändert» (p. 175/76).

Dieser Ausblick, der Heinimanns Buch beschließt, deutet auf die Auffassung hin, daß die französische Sprache geradezu gekennzeichnet sei durch eine besondere Vorliebe für das Abstraktum. Und damit klingt der schon so oft geäußerte Gedanke an, das Französische sei eine abstrakte Sprache. Heinimann spricht sich zu dieser Frage nicht weiter aus. Aber sein Buch enthält eine bisher nicht erwähnte Einleitung über *Begriff und Wesen des Abstraktums* (p. 1–20), an der niemand vorbeigehen kann, der sich in Zukunft über den abstrakten Charakter einer Sprache äußern will. Persönlich bedaure ich allerdings, daß Heinimann die Bestimmung dessen, was im Sprachlichen als «abstrakt» bezeichnet werden kann und soll, nicht konsequent in einer Richtung gesucht hat, die er selbst ganz am Anfang andeutet: «Das sprachliche Zeichen, das Wort, kann denn auch, wie die Sprache überhaupt, als etwas Abstraktes betrachtet werden, insofern sich in ihm der Laut nicht unmittelbar mit einem Ding der Außenwelt, sondern mit einem Begriff verbindet, der Begriff aber von der Wirklichkeit 'abgezogen' ist.» Dazu zitiert Heinimann die bekannte Formulierung F. de Saussures: «Le signe linguistique unit non une chose et un nom, mais un concept et une image acoustique» (p. 1).

Ich glaube, daß hier gerade der Ansatzpunkt für eine Bestimmung der sprachlichen Abstraktion liegt. Die vier Größen, die de Saussures Formel enthält, lassen sich, wie ich bereits früher einmal angedeutet habe<sup>9</sup> und wie ich oben in dem Beitrag *Das Wertproblem in der Sprachwissenschaft* ausführlicher darlege (cf. vor allem p. 15), nur in der Form eines Trapezes richtig darstellen.

«So gesehen», können wir dazu mit S. Heinimann sagen, «ist das Substantiv stets abstrakt, auch das Konkretum» (p. 1)<sup>10</sup>. Die Tatsache, daß jedes sprachliche Zeichen auf einer Abstraktion beruht, darf uns aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Grad dieser Abstraktion verschieden sein kann. Dieser Grad bestimmt sich im Verhältnis zwischen Bezugsobjekt und Begriff. Dies läßt sich sehr gut zeigen im Hinblick auf das *Nomen qualitatis* und das *Nomen actionis*, denen allein Heinimann die Be-

<sup>9</sup> *RF* 75 (1963), 145–153.

<sup>10</sup> Natürlich ist in dieser Sicht nicht nur das Substantiv stets abstrakt, sondern jedes Wort.

zeichnung Abstraktum zubilligt. Wie er im Anschluß an Porzig darlegt, vertreten diese Nomina einen ganzen Satz, der sich in ihnen zu einem einzigen Wort verdichtet. Das Abstraktum ist die «Vergegenständlichung eines Satzinhaltes vom Prädikat aus» (p. 2). *Daß einer lebt* oder *wie er lebt* ist *sein Leben*. *Daß es kalt ist* ist *die Kälte*. Es springt in die Augen, daß der nominale Ausdruck weiter vom Bezugsobjekt «abgezogen» ist als der verbale oder der adjektivische. So stellen das Verbal- und das Adjektivabstraktum sprachliche Ausdrucksformen dar, denen eine besonders weitgehende Abstraktion zugrunde liegt. Aber sie sind nicht die einzigen Gefäße für einen besonders hohen Grad an Abstraktion<sup>11</sup>, und ich glaube, sie müßten in den durch unser Trapez veranschaulichten Zusammenhängen gesehen werden. Dabei ergäbe sich auch eine neue Perspektive für das Verständnis des Problems der metaphorischen Verwendung der Abstrakta, von dem in Heinimanns Buch wiederholt die Rede ist. Auf der Ebene der Wirklichkeit tritt das aktualisierte Wort in eine sekundäre Beziehung zum Bezugsobjekt<sup>12</sup>. Bei der Verwendung eines Wortes in eigentlicher, unübertragener Bedeutung stellt diese Beziehung eine Bestätigung und Präzisierung dar. So wird z. B. die *Kälte* (als aktualisiertes Wort) dadurch bestätigt, *daß es kalt ist* (Bezugsobjekt). Nun können aber Wörter so verwendet werden, daß die Beziehung «aktualisiertes Wort – Bezugsobjekt» der Bedeutung des betreffenden sprachlichen Zeichens bis zu einem gewissen Grade widerspricht<sup>13</sup>. Dies ist z. B. der Fall, wenn ein aktualisiertes Abstraktum in der mit linguistischen oder extralinguistischen Mitteln geschaffenen Verwendungssituation mit einem konkreten Bezugsobjekt in Beziehung gesetzt wird. Dann haben wir es eben mit metaphorischer Bedeutung zu tun<sup>14</sup>, die sich bei den Abstrakta als Bildhaftigkeit auswirkt und bis zur Personifizierung verdichten kann (Allegorie).

In solchen Zusammenhängen möchten wir das Problem des *Nomen qualitatis* und des *Nomen actionis* betrachten, und von da aus ließe sich schließlich auch die Frage richtig stellen, ob das Französische eine abstrakte Sprache sei. In dem angedeuteten Horizont wird auch sichtbar, welche ungeheure geistige Leistung sich hinter der Herausbildung der Adjektiv- und Verbalabstrakta verbirgt. Daß S. Heinemann diese Herausbildung und die Verwendung des Herausgebildeten zum Gegenstand langjähriger Forschung gemacht hat, verdient hohe Anerkennung.

G. H.

<sup>11</sup> Cf. etwa das in *RF 75*, 149–151, zu der französischen Nominalflexion und zu *descendre* Gesagte.

<sup>12</sup> Eine primäre Beziehung schließt de Saussure in dem zitierten Satz mit Recht aus.

<sup>13</sup> Unter «Bedeutung» verstehe ich die wechselseitige Beziehung zwischen *signifiant* und *signifié*.

<sup>14</sup> In gewissem Sinn umgekehrt ist der Fall, daß ein aktualisiertes Konkretum in der gegebenen Situation mit einem Bezugsobjekt verbunden wird, das die Verwirklichung seiner konkreten Bedeutung ausschließt (cf. etwa «Fuß» in den Wendungen «am Fuß des Berges, des Turmes, der Seite» usw.). In beiden Fällen haben wir eine Spannung zwischen der Beziehung *signifiant* – *signifié* einerseits und der Beziehung *aktualisiertes Wort* – *Bezugsobjekt* andererseits. Diese Spannung macht das Wesen der Metapher aus.

P. JOSEF ZWEIFEL, *Der Wortschatz der religiösen Polemik in französischer Sprache um 1600*. Franz-Sales-Verlag, Eichstätt-Wien 1963, 322 p.

Der Untertitel dieser an der Universität Freiburg im Üchtland approbierten Dissertation umreißt das engere Gebiet, das zu untersuchen sich der Verfasser vorgenommen hat: Lexikologische Untersuchung der Kontroverse um die Kreuzesverehrung zwischen Antoine de la Faye von Genf und Franz von Sales von Savoyen. Er basiert seine Arbeit in erster Linie auf die Streitschriften des Genfer Theologen einerseits<sup>1</sup> und auf diejenige des Chablais-Missionars anderseits<sup>2</sup>. Sie stellt eine hochwillkommene Bereicherung unserer trotz des Wörterbuches Huguets und einiger Spezialuntersuchungen nicht sehr vertieften Kenntnisse der französischen Sprache des 16. Jahrhunderts dar. Die Sprache der religiösen Polemik ist bis heute fast ganz vernachlässigt worden, wenn auch die Meinung des Verfassers, der Wortschatz des Altmeisters Jean Calvin sei nie untersucht worden, nicht zutrifft<sup>3</sup>.

In einem ersten Kapitel (p. 9–37) werden die Gesprächspartner und der Gesprächsgegenstand ausführlich charakterisiert und beleuchtet. Eine geschichtliche Korrektur: die Genfer Escalade fand nicht am 11. November (Zweifel, p. 29), sondern in der Nacht vom 11. auf den 12. Dezember 1602 statt. Eine stilistische Korrektur: «Der gesunde Hausverstand des französischen Bürgertums macht *seinem* (nicht «ihrem») Unmut Luft in der Satyre Menippée ...» (p. 35). – Diese Einführung wird ergänzt durch die Anmerkungen der Seiten 174–195. Hier sei bereits die unglückselige Idee des Verfassers beanstandet, die Anmerkungen nicht als Fußnoten, sondern gewissermaßen als zweiten Teil des Buches zu drucken (eigentlicher Text: p. 7–172; über 500 Anmerkungen: p. 174–302), ein Verfahren, das sich in den folgenden sprachwissenschaftlichen Kapiteln noch unangenehmer auswirkt, vor allem dort, wo die Anmerkung den Kommentar zu einem im Text behandelten Terminus enthält. Das ständige Umblättern ist für den Leser überaus ermüdend. Dazu kommt, daß die Kapitel- beziehungsweise Abschnitteinteilung (also zum Beispiel II. B. 1. b) zwar im Anmerkungsstil oben auf jeder Seite angegeben ist, im Text jedoch nicht, so daß man, wenn man von den Anmerkungen ausgeht, da diese nur abschnittsweise fortlaufend numeriert sind, ziemlich lange suchen muß, bis man die gewünschte Textstelle gefunden hat. Auch im Wörterindex (p. 313–320) beziehen sich die Hinweise nur auf die Nummer der Anmerkung unter Angabe des Abschnitts, so daß der Be-

<sup>1</sup> *Brief Traitté de la vertu de la Croix, et de la maniere de l'honorer*, 1597, und *Replique chrestienne à la Response de M. F. de Sales, se disant Evesque de Geneve, sur le Traicté de la vertu et adoration de la Croix*, 1604.

<sup>2</sup> *Defense de l'Estendart de la sainte Croix de nostre Sauveur Jesus-Christ*, 1600.

<sup>3</sup> Cf. ROGER WALCH, *Untersuchungen über die lexikalischen und morphologischen Varianten in den vier französischen Ausgaben der «Institution de la Religion Chrestienne» von Jean Calvin*, Basler Diss., Dornbirn 1960. Vom selben Autor: *Kritische Bemerkungen zum «Dictionnaire de la langue française du seizième siècle» von Edmond Huguet*, ZRPh. 71 (1955), 60–68. – Auch die Arbeit von ROLF THIEME, *Die sprachliche Ausprägung der calvinistischen Berufskonzeption*, Diss. Marburg 1950, scheint Zweifel nicht zu kennen. – Die Arbeit von WILLY RICHARD, *Untersuchungen zur Genesis der reformierten Kirchenterminologie der Westschweiz und Frankreichs*, RH 57, Bern 1959, wird zwar in der Bibliographie angeführt und gelegentlich berücksichtigt, doch will mir scheinen, daß sie nicht in genügendem Maße ausgewertet wurde.

nützer des Buches also zunächst die Anmerkung suchen muß und von da aus die Textstelle. Ich kann mir die Abneigung des Verfassers, Seitenzahlen zu zitieren – zweifellos die praktischste Art des Hinweisens –, nicht erklären. So wird die Konsultierung dieses Werkes unnötigerweise erschwert.

Das zweite Kapitel (Der Wortschatz der Streitschriften) beginnt mit einer methodologischen Erörterung (p. 38–46). «Da die beiden Gesprächspartner in der Fachsprache der Kontroverstheologie geschrieben und zugleich sich der polemischen Umgangssprache einer gewissen bürgerlichen Elite bedient haben ...» (p. 41), hat sich der Verfasser entschlossen, die soziologisch ausgerichtete Methode Georges Matorés anzuwenden. Etwas eigenartig mutet die Äußerung Zweifels an: «Es steht uns nicht zu, dieses Buch [sc. *La méthode en lexicologie*, Paris 1953, von G. Matoré] kritisch zu untersuchen ... Wir müssen auch darauf verzichten, die wichtigsten Aspekte dieser neuen Methode zu nennen» (p. 39/40). Der Verfasser hat sich mit gutem Grunde zur Methode Matorés bekannt; also muß er sich mit ihr auch kritisch auseinandergesetzt haben! Ob es nicht nützlich gewesen wäre, sich auch mit den anderen lexikologischen Methoden der Gegenwart auseinanderzusetzen? – In der zeitlichen Gliederung erarbeitet der Verfasser in sinngemäßer Anwendung des Matoréschen Prinzips eine recht nützliche Zeittafel, in der die Daten [1517 (Thesen Luthers)] – 1535 (*Religionis christianae Institutio* Calvins) – 1562 (Ausbruch der französischen Religionskriege) – 1593 (Ende derselben) die Marksteine bilden und nicht so sehr äußere Geschehnisse religiöser Natur und Bedeutung bezeichnen, als «vielmehr Anstoß und Anlaß oder aber Folge und Ausdruck einer mehr oder weniger allgemeinen geistig-religiösen Situation oder seelischen Verfassung eines Volkes» (p. 42) sind. Es erwies sich dem Verfasser als notwendig, über das Streitgespräch zwischen Antoine de la Faye und Franz von Sales hinaus zu Vergleichszwecken einige weitere Texte zu exzerpieren, so das *Traicté des ... marques de la vraye Eglise Catholique* von Théodore de Bèze, die *Controverses* von Franz von Sales, die *Harangue de M. d'Aubray* aus der *Satyre Menippée*, die Streitschrift *Du vray usage de la Croix* von Guillaume Farel, die definitive Fassung von 1560 der *Institution de la religion chrestienne* Calvins und endlich die *Discours des Miseres de ce Temps* Ronsards. Am Schluß dieses Abschnittes umreißt der Verfasser seine Methode mit den Worten: «Wenn wir Werke, die zu früheren Zeitpunkten entstanden oder veröffentlicht worden sind, zum Vergleich heranziehen, so wollen wir deshalb nicht die Grenzen der beschreibenden oder statischen Lexikologie überschreiten. Wir gehen nicht der semantischen Entwicklung oder Veränderung von Begriffen nach. Wir stellen bestimmte Strukturen oder Schemata des Wortschatzes der zu verschiedenen Zeitpunkten entstandenen Werke vergleichsweise nebeneinander, ohne freilich jeweils für die früheren Schriften vollständige Schemata auszuarbeiten» (p. 44). Im Abschnitt über die «räumliche» Gliederung – man würde wohl besser von einer «sachlichen» Gliederung reden – begründet Zweifel, ohne sich viel Kopfzerbrechen zu machen<sup>4</sup>, die von ihm gewählte Gliederung seiner Untersuchung.

1. Struktur des Wortschatzes (Strukturschemen), p. 47–138: Dieses Kapitel stellt das Kernstück von Zweifels Arbeit dar. – Die der Untersuchung zugrunde liegenden Streitgespräche sind ihrer Natur nach doppelschichtig: zum Teil ist es Kontroverstheologie, die sich im rational-doktrinären Bereich bewegt, zum Teil ist es persönliche Polemik, womit die Autoren in den Bereich der Affektsprache hinüberwechseln.

<sup>4</sup> Wiederum liefert MATORÉ die Grundlagen. Wie bereits erwähnt, fehlt eine Diskussion der lexikologischen beziehungsweise lexikographischen Problematik.

Die Grenze zwischen beiden Bereichen dürfte nicht immer leicht zu ziehen sein. In einem ersten Abschnitt (p. 47–70) behandelt der Verfasser den rationalen, das heißt theologisch-philosophischen Wortschatz, wobei er die Eigen- wie die Fremdbenennungen, die die Autoren anwenden, unterscheidet. Hier, wie auch später, stellt er sogenannte Schemata auf, womit er Begriffsfelder meint, meist nach dem Prinzip der Gegensätze, zum Beispiel «identité–diversité–contrariété». Der affektive Wortschatz wird nach denselben Grundsätzen auf p. 70–138 dargestellt. Die Besprechung der einzelnen Termini in den Begriffskategorien ist logisch aufgebaut und mit Sorgfalt und Sachkenntnis durchgeführt.

Der zweite Teil betitelt sich «Analyse des Wortschatzes» (p. 139–159). Bei den Neologismen gelangen dem Verfasser einige Vordatierungen, die die Lexikographen zur Kenntnis nehmen werden. Auch zu den Archaismen und «Vulgarismen» steuert Zweifel manche wertvolle Beobachtung bei.

In einer Appendix (p. 163–172) folgt ein kurzes stilritisches Aperçu über die untersuchten Texte der beiden Hauptautoren.

Alles in allem eine fleißige, gründliche Arbeit – die scharfe Umreißung des Untersuchungsobjektes in jeder Beziehung erhöht ganz erheblich den Wert derartiger Analysen –, deren Qualitäten leider durch einen seltsam dilettantisch-autodidaktischen Zug im Grundsätzlichen und in der Präsentation des Stoffes etwas beeinträchtigt werden. Mir will scheinen, die theologische Ausbildung des Verfassers sei besser – dies ist freilich bei diesem Thema ein kapitaler Faktor – als seine sprachwissenschaftliche. Auch die zahlreichen Druckfehler wirken unschön. Trotz dieser Einwände hat Zweifel der französischen Lexikologie einen nicht zu unterschätzenden Dienst geleistet.

C. Th. G.

\*

SVEN ANDERSSON, *Nouvelles études sur la syntaxe et la sémantique du mot français 'tout'*. *Etudes romanes de Lund*, publiées par Alf Lombard, vol. XIV, Lund-Copenhague 1961; 275 p.

In dieser Arbeit setzt der Verfasser seine früheren *Etudes*<sup>1</sup> fort, die 1954 als Dissertation der Universität Lund erschienen sind. Die beiden im Umfang identischen Bände ergänzen sich gegenseitig und sind auch in ihrer Art genau gleich angelegt. 1954 schrieb Andersson, er gedenke infolge des großen Umfanges des Themas vorderhand nur *tout comme adjectif* und *tout comme nominal* zu behandeln, während er «l'emploi adverbial de *tout*, c'est-à-dire *tout* devant un adjectif ou une locution adjective ..., devant un adverbe ou une locution adverbiale ..., devant un gérondif ..., devant une préposition ou une locution prépositionnelle ... ou une conjonction ou une locution conjonctionnelle ...» ausschließe<sup>2</sup>. Im vorliegenden Band – wie immer bei den *Etudes romanes de Lund* tadellos ausgestattet – geht es nun darum, die erwähnte Lücke zu schließen.

<sup>1</sup> SVEN ANDERSSON, *Etudes sur la syntaxe et la sémantique du mot français 'tout'*. *Etudes romanes de Lund*, publiées par Alf Lombard, vol. XI, Lund-Copenhague-Paris 1954; 275 p.

<sup>2</sup> Cf. *Etudes*, p. 8.

Werfen wir einen Blick auf das Inhaltsverzeichnis (p. 275), so fallen uns gleich einige Abweichungen von der Darstellung des Themenkreises im obigen Zitat auf. Das Material ist in seinen Hauptzügen wie folgt gegliedert: *Première partie: Tout* «semi-adverbe» (Chapitre I: *Tout* avec un adjectif – Chapitre II: *Tout* avec un groupe prépositionnel de nature adjective – Chapitre III: *Tout* avec un substantif [als attribut verwendet] – Chapitre IV: *Tout* dans quelques tours concessifs); *Deuxième partie: Tout* adverbe (Chapitre I: *Tout* avec un adverbe ou une locution adverbiale – Chapitre II: *Tout* avec une préposition ou une locution prépositionnelle – Chapitre III: *Tout* avec une conjonction ou une locution conjonctionnelle – Chapitre IV: *Tout* avec un verbe)<sup>3</sup>. Die Konzeption des ganzen Problemkreises hat sich seit 1954 offensichtlich gewandelt: der Autor führt die Kategorie des «semi-adverbe» neu ein und ordnet ihr als erste Untergruppe die Fälle von «*Tout* avec un adjectif» zu, die 1954 noch unter «*Tout* adverbe» erwähnt wurde (cf. oben). Neu – und in den *Etudes* überhaupt noch nicht erwähnt – sind dann die Kapitel II bis IV des ersten Teiles; vom Kapitel IV des zweiten Teiles streifte Andersson 1954 nur die Verwendung von «*tout* devant un gérondif» (IVb), während «*tout* avec un verbe à un mode personnel» (IVa) und «*tout* avec une forme verbale en -ant» (IVc) neu hinzugegetreten sind. Das Material wurde somit nicht nur wesentlich erweitert, der Autor gliederte es durch die Einführung des Begriffs «semi-adverbe» auch neu; auf die Zweckmäßigkeit dieses Begriffes werden wir noch zurückkommen.

Die beiden Teile der vorliegenden Arbeit sind in ihrer Art recht verschieden. Im ersten geht es wohl – wie schon in den *Etudes* – auch um die Bedeutung von *tout* in seinen einzelnen Verwendungen, doch wird dieser Fragenkomplex durch denjenigen der Konkordanzprobleme stark in den Hintergrund gedrängt. Der Verfasser geht im Prinzip so vor, daß er zu den einzelnen Problemen vorerst die Ansichten der Grammatiker, die sich vor ihm um deren Lösung bemüht haben, auf äußerst geschickte und getreue Weise resümiert. Auf einen Klassierungsversuch der einzelnen Meinungen folgt dann die chronologische Darstellung seines eigenen Materials, anhand dessen er abschließend die einzelnen Theorien kritisiert und zu einer eigenen Stellungnahme zu kommen sucht. Leider ist in diesem Teil das Belegmaterial oft recht dürftig (geradezu erschreckend mager ist das 18. Jh. vertreten), so daß verschiedentlich keine klaren Resultate erreicht werden. In andern Fällen scheint der Autor aus übertriebener Vorsicht nicht zu wagen, auf der Hand liegende Schlüsse und Parallelen zu andern Kapiteln zu ziehen (cf. auch unten). Es scheint uns zudem höchst bedauerlich, daß Andersson für die Frequenz einzelner Phänomene (vor allem im 16./17. und im 20. Jh.) keine eigenen Statistiken führt (z. B. für das Auftreten von veränderlichem und unveränderlichem *tout* in seinen verschiedenen Verwendungen), sondern sich immer nur – unter Anwendung von Ausdrücken wie *il semble* usw. – auf unkontrollierbare, fremde Angaben beruft (nie Zahlen!).

Der zweite Teil der Arbeit unterscheidet sich vom ersten vor allem dadurch, daß sich hier keine Konkordanzprobleme mehr stellen. Die Diskussion der Meinung seiner Vorgänger beschränkt sich somit auf einige wenige Fragen über die Bedeutung von *tout*. Da zudem die Verwendung von *tout* (adv.) sowohl vor Adverbien (adverbiellen

---

<sup>3</sup> Ich lasse hier die feinere Unterteilung (die ebenfalls – zum Teil wenigstens – im Inhaltsverzeichnis berücksichtigt ist) weg; in einigen besonderen Fällen werde ich auf sie zurückkommen.

Wendungen), Präpositionen (präpositionalen Wendungen), Konjunktionen (konjunkionalen Wendungen) wie auch vor einem Verb nirgends wirklich frei ist (es handelt sich immer um *locutions figées* oder *demi-figées*<sup>4</sup>, um Fälle, wo wir es nicht mit eigentlichen Syntagmen, sondern mit durch den *usage* sanktionierten, mehr oder weniger festen Fügungen zu tun haben), löst sich dieser Teil eher in eine Beispielsammlung für einzelne lexikalische Elemente auf; an Gemeinsamem bleibt jeweils nur noch das Problem der Häufigkeit innerhalb der einzelnen in Frage stehenden Gruppen, das ganz allgemein dahin zu beantworten ist, daß diese Fügungen im Alt- und Mittelfranzösischen wesentlich häufiger waren als heute, und daß auch seit der Klassik noch eine spürbare Reduktion stattgefunden hat.

Es sei uns nun noch gestattet, auf einzelne Punkte näher einzutreten, wobei wir uns nicht bei reinen Äußerlichkeiten aufhalten wollen<sup>5</sup>. Als erstes gilt es, die Einführung des Begriffes «semi-adverbe» und die Bildung einer besonderen Abteilung unter diesem Begriff kritisch zu überprüfen. Hier die Begründung Anderssons: «Dans ce dernier cas (*tout* vor Adjektiv oder adjektivischem Ausdruck), il ne convient guère de dire sans plus que *tout* est un adverbe. Même si, dans la langue moderne, *tout* semble avoir ici une fonction adverbiale, il y a des raisons pour penser que, dans ce cas, il était primitivement un adjectif. Il est d'ailleurs, comme on le sait, encore variable dans certaines conditions» (p. 5). Zum Begriff *semi-adverbe* fügt er hinzu: «Ce terme nous a paru commode pour désigner un emploi de *tout* qui, à certains égards, semble être adverbial, mais à d'autres, adjectif» (p. 5, N 1). Auf zwei Punkte stützt sich also die Argumentation des Verfassers: einmal auf die Tatsache, daß die Konstruktion auf eine ursprünglich adjektivische Verwendung von *tout* zurückgehe, dann darauf, daß *tout* in dieser Verwendung heute zum Teil noch veränderlich sei. Wir sind mit dem Verfasser durchaus einverstanden, wenn er in *tout* ursprünglich (im Lateinischen) ein *adjectif attributif* sehen will, das logischerweise mit dem Bezugswort (sujet/complément d'objet direct) in Konkordanz steht<sup>6</sup>; bereits für das Altfranzösische muß An-

<sup>4</sup> *locutions figées*: stehende Ausdrücke, in denen *tout* nicht mehr weggelassen werden kann, z. B. *tout beau* 'douceusement'; *locutions demi-figées*: Wendungen, die ohne wesentliche Bedeutungsveränderung mit oder ohne *tout* auftreten können, z. B. *s'arrêter court* – *s'arrêter tout court* 's'arrêter brusquement'.

<sup>5</sup> Im Druck haben sich leider einige zum Teil lästige Irrtümer eingeschlichen. Ohne hier vollständig sein zu wollen, habe ich mir nebenbei folgende Druckfehler notiert: p. 35 (Zeile 4): *tout* (für *tous*); p. 174, N 16: *grupe* (für *groupe*); p. 197, N 37: *et* (für *est*); p. 198, N 41: «Nous n'avons pas trouvé d'exemples où *tout* à un coup sans contredit ce sens» (für «... *ait* sans contredit ...»); p. 206 (Zeile 13 infra): (*entresait*) [für (*entreseit*)]; p. 275 (Zeile 16): *on* (für *ou*); besonders unangenehm ist das Versehen auf p. 16 (Zeile 19): (*voir ci-dessus*), wo es situationsgemäß *ci-dessous* heißen muß. Nicht mehr als Druckfehler können die folgenden Fälle entschuldigt werden, wo es sich offensichtlich um ein Versehen des Verfassers handelt: p. 99 (Zeile 10): *invariable* für *variable* (der ganze Passus ist ohne diese Korrektur sinnlos); p. 189, N 27: «Selon FEW (s. v. *heure*) ...» muß korrigiert werden in «(s. v. *hora*)»; p. 233 (Zeile 14 infra) muß *de* in «Il s'agit à son avis de l'expression *de* 'einer mit Reserve ausgedrückten Zustimmung'» unterdrückt werden.

<sup>6</sup> Cf. *Nouvelles Etudes*, p. 19 ss.; das gleiche gilt auch für *tout* vor «groupe prépositionnel de nature adjective» (p. 62) und bei «*tout* avec un substantif attribut ou épithète» (p. 77).

dersson hingegen einräumen, daß es wohl normalerweise schon die Funktion eines Adverbs habe (also auf den folgenden adjektivischen Ausdruck bezogen sei), daß man aber die alte Veränderlichkeit noch allgemein beibehalte<sup>7</sup>. Wir wären somit beim zweiten Punkt seiner Begründung angelangt, der eine rein äußerliche, formale Komponente betrifft. Heute ist *tout* bekanntlich nur noch vor konsonantisch anlautendem femininem Adjektiv (adj. Ausdruck) veränderlich; auch nach Andersson ist die Funktion eindeutig adverbial.

Zwei Dinge müssen wir beanstanden. Einmal vermischt der Autor synchronische und diachronische Aspekte; war *tout* in dieser Verwendung lateinisch auch Adjektiv, so ist es heute sicher Adverb und scheint es auch im Altfranzösischen gewesen zu sein<sup>8</sup>. Wir haben es also offensichtlich mit einer Metanalyse zu tun. Daraus aber einen Zwitter *semi-adverbe* folgern zu wollen, scheint uns unberechtigt: *tout* war zu einer bestimmten Epoche Adjektiv, zu einer späteren Adverb in den in Frage stehenden Konstruktionen, ja es wurde vielleicht zur gleichen Zeit in gewissen Bildungen als Adjektiv, in andern als Adverb interpretiert, und diese Interpretationen können auch wieder von Individuum zu Individuum geschwankt haben; nie aber bildete es eine neue grammatische Kategorie. Auch der zweite Punkt, die bis heute zum Teil fortgeführte Veränderlichkeit, scheint uns ungenügend, wird doch der adverbiale Charakter von *tout* dadurch keineswegs in Frage gestellt. Die Veränderlichkeit ist eine «sinnlose» Tradition, nach der Metanalyse durch *usage* und grammatische Regeln zum Teil weitergeschleppt, ein Rest aus einer Zeit ungenauer und verschwommener logischer Analyse (cf. auch unten). Der Begriff *semi-adverbe* muß deshalb abgelehnt werden; die unter ihm behandelten Probleme gehören zur Gruppe *tout adverbe*.

P. 14 beklagt sich Andersson darüber, daß in den altfranzösischen Textausgaben zahlreiche Herausgeber die Graphie von *tout* (auf den Accord hin) normalisiert hätten, und man deshalb nur ungenügend über das Vorkommen eines unveränderlichen *tout* orientiert sei. Ich bin in der Lage, hier selbst noch einige Beispiele beizusteuern<sup>9</sup>:

ce flum si est tot pleyn ... (17va1)  
li paradis est tot plein ... (12va13)  
si (li paradis) estoit tot pleyn ... (20va12/13)

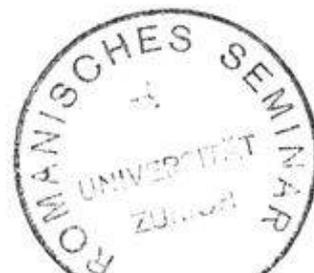
Kann es sich hier um Eintreten des Obliquus für die Rectus-Form handeln, so gehören die folgenden Beispiele der von Andersson als beweiskräftiger betrachteten Gruppe an (cf. p. 15):

et estoit tot envelopéz (12rb31)  
si estoit tot environéz (12rb36)  
li un estoit tot environéz (22va20/21)

<sup>7</sup> Cf. *Nouvelles Etudes*, p. 20/21; einige Ausnahmen fehlen allerdings nicht, cf. p. 16/17.

<sup>8</sup> Ich folge hier persönlich der Ansicht des Verfassers (cf. p. 20/21); Adolf Tobler dagegen möchte *tout* in dieser Funktion noch als Adjektiv interpretiert wissen (cf. *VB I*<sup>2</sup>, 83–85).

<sup>9</sup> Sie stammen aus dem *Livre de l'Eschiele Mahomet*, dessen Neuausgabe ich gegenwärtig vorbereite (cf. auch E. CERULLI, *Il Libro della Scala*, Città del Vaticano 1949, *Studi e testi* n° 150). Ich zitiere nach meiner eigenen Transkription. Der Text ist im letzten Drittel des 13. Jh.s übersetzt worden; das einzige erhaltene Manuskript stammt aus dem Anfang des 14. Jh.s.



An weiteren Beispielen fehlt es nicht, einmal sogar mit einem Femininum, allerdings vor anlautendem Vokal:

la beste estoit tot environé (4vb1)

Vor einer präpositionalen Gruppe adjektivischen Charakters sind die Fälle mit unveränderlichem *tout* noch häufiger<sup>10</sup>:

masc.: il estoit tot d'un topace (13va34/35)

cil ange demore tot en piés (18vb32)

fem.: une corone qui ere tot de cele meisme maniere (13rb26–28)

elle estoit tot de si grant clarté (14va28)

la gravelle ... si ere tot de pierres precieuses (17rb25/26)

la chale ... estoit tot de musc (19ra38/39)

la chalz ... estoit tot d'ambre (22vb3)

Die Schlußfolgerungen Anderssons (p. 17 und 22) scheinen mir in bezug auf die Unveränderlichkeit von *tout* im Altfranzösischen allzu reserviert, und wir glauben nicht, daß sich die Gesamtheit der hier und bei ihm angeführten Beispiele durch phonetisch-graphische Phänomene und durch Schreibfehler erklären läßt. Das Altfranzösische kannte (neben der Verwendung mit Konkordanz) sicher die Möglichkeit, *tout* in der besprochenen Funktion unveränderlich einzusetzen, wenn sie auch noch nicht so häufig ausgenützt wurde. Gerade die Beispiele mit fem. Subjekt und präpositionalem Ausdruck in adjektivischer Funktion (mit anlautendem Konsonant) scheinen uns hier aufschlußreich: nach der oben erwähnten Metanalyse war es bei verschwommener logischer Interpretation wohl leicht möglich, den Accord vor einem Adjektiv beizubehalten (das selbst ja Zeichen von Zahl und Geschlecht trägt); vor einem gewissermaßen neutralen präpositionalen Ausdruck mußte die Inkonsequenz viel deutlicher zutage treten, was die unveränderliche Form eher zum Zuge kommen ließ (cf. auch p. 62).

Auf den Seiten 22–35 befaßt sich Andersson mit dem Problem, wie es zur heutigen Regelung der Accord-Frage (Académie 1704) gekommen sei. In seiner eigenen Erklärung (p. 32–34) scheint er uns rein phonetischen Erscheinungen viel zu viel Raum zu gewähren, und wir möchten hier kurz unsere eigene Sicht des Problems entwickeln, vor allem auch, da bei Andersson eine Zusammenfassung der Einzelbemerkungen fehlt. Sicher haben die phonetischen Gegebenheiten die Entwicklung begünstigt (Zusammenfall der Aussprache von *tous/tout* vor Konsonant, von *toute/tout* und *toutes/tout* vor Vokal [cf. p. 33]), eine entscheidende Bedeutung ist ihnen aber kaum zuzuweisen. Deshalb scheint uns der Verfasser auch zu weit zu gehen, wenn er den Übergang von *tous* zu *tout* vor Vokal auf eine Art Hyperkorrektion zurückführen will, die ihren Ausgangspunkt in der gleichen Lautung der beiden Formen vor Konsonant hätte (p. 33/34); eine solche Erklärung ist doch allzu mechanisch. Schließlich anerkennt Andersson ja selbst, daß eine derartige Entwicklung nur möglich sei, wenn *tout* bereits als Adverb betrachtet werde (p. 34). Der wesentliche Punkt in der ganzen Entwicklung ist zweifellos die Metanalyse; ob sie in altfranzösischer Zeit schon allgemein vollzogen war oder erst in einzelnen Fällen, können wir schwer entscheiden. Fest steht jedoch, daß auch später die alte Konkordanz trotz neuer Interpretation noch weitgehend beibehalten wurde. Es war jedoch unvermeidlich, daß man im viel stärker nach logischer Analyse strebenden 17. Jh. an dieser (wenn auch weitgehend nur noch graphi-

<sup>10</sup> Cf. hierüber *Nouvelles Etudes*, p. 60–62.

schen) Inkonsequenz Anstoß nehmen mußte und sie auch möglichst radikal ausmerzen suchte (cf. die Regeln von Patru usw.; daß die Grammatiker ihre Konsequenzen vor den Autoren zogen [die noch weit ins 17. Jh. hinein an der Veränderlichkeit in allen Verwendungen festzuhalten scheinen], dürfte normal sein). In allen Fällen, wo die Aussprache mit derjenigen von *tout* (adv.) zusammenfiel, vollzog sich der Übergang reibungslos, um so mehr als ja die Möglichkeit, ein unveränderliches *tout* zu verwenden, schon bestand. Nicht viel mehr Schwierigkeiten dürfte die Aufgabe des vor Vokal stehenden *tous* bereitet haben, das nur durch den alten *usage* gestützt wurde, das aber unter den Formen von *tout* vor masc. Adjektiv (adj. Ausdruck) ganz vereinzelt dastand. Bei der Entwicklung von *tout* vor fem. Adjektiv (adj. Ausdruck) trat nun ein störender Faktor auf, der in der Lautung von *tout* zu suchen ist. Wie die Beispiele vor Vokal zeigen, bestand auch hier die Tendenz zum Übergang zur unveränderlichen Form. Da aber die Aussprache mit derjenigen von veränderlichem *tout* (ʽ*tut*ʽ) in diesem Fall identisch war, scheint selbst die neue Form die durch den alten *usage* vor Konsonant übliche (veränderliche) gestützt zu haben, wo wir bei Übergang zur Konkordanzlosigkeit zu einer Lautung ʽ*tu*ʽ gekommen wären. Müssen wir somit den Grund für die Bewahrung der Konkordanz vor mit Konsonant anlautendem fem. Adjektiv (adj. Ausdruck) in einer die Aussprache von *tout* vor weiblichem Adjektiv vereinheitlichenden Tendenz suchen (ʽ*tut*ʽ), in einer Tendenz zur Uniformierung der Lautung? Wohl nur insofern, als diese Tendenz einen Teil des die Aussprache von adverbiallem *tout* allgemein harmonisierenden Bestrebens darstellt, denn das Geschlecht des Bezugswortes kann doch bei der Entwicklung eines Adverbs nur bedingt in Betracht gezogen werden. Dieses allgemeine Bestreben konnte allerdings nicht vollständig realisiert werden, bestand doch vor einem maskulinen Adjektiv überhaupt keine Möglichkeit, die Lautung vor anlautendem Konsonant und Vokal weiter zu vereinheitlichen, als dies durch den Ersatz der Pluralform *tous* durch *tout* schon geschehen war, so daß es bei zwei Ausspracheformen (ʽ*tu*ʽ vor Konsonant, ʽ*tut*ʽ vor Vokal) bleiben mußte. Die Aussprache vor femininem Bezugswort konnte auf dem eingeschlagenen Weg wenigstens mit einer der «maskulinen» Lautungen in Einklang gebracht werden, so daß man auf diese Art wenigstens drei von vier Fällen unter einen Hut brachte. Bei vor Vokal und Konsonant identischer Aussprache wären wir ohne Zweifel zu einer absoluten Unveränderlichkeit gelangt wie beim Parallellfall von *demi* vor Adjektiv. Die Regeln der Grammatiker des 17. Jh.s und der Académie (1704) spiegeln somit die Situation im Sprachgebrauch der Epoche, wie sie durch den Widerstreit gegensätzlicher Kräfte entstand; daß sie die Ausbildung der Konkordanzlosigkeit entscheidend verhindert hätten, glauben wir nicht<sup>11</sup>. Die gleiche Entwicklung wie vor Adjektiv dürfen wir auch vor «groupe prépositionnel de nature adjective» und vor «substantif attribut ou épithète» ansetzen.

Eine solche Uniformierungstendenz steht in ihrer Art bei *tout* überdies nicht vereinzelt da. Wie Andersson festgestellt hat, findet sich seit dem Beginn des 20. Jh.s eine immer stärkere Neigung, *tout* vor mit Vokal beginnendem femininem Adjektiv oder adjektivischem Ausdruck der Konkordanz zu unterwerfen<sup>12</sup>; es handelt sich hier allerdings nur um eine reine Graphie, denn die *liaison* mit -s nach *e* muet wird seit

<sup>11</sup> Wir gehen hier einig mit Andersson (p. 34/35), der diese von Blinkenberg vortragene These ebenfalls ablehnt.

<sup>12</sup> Cf. *Nouvelles Etudes*, p. 36–40, 68–71 und 88–90. In allen drei Kategorien scheinen aber die Fälle mit *tout* noch zu überwiegen.

dem 17. Jh. nicht mehr gemacht (cf. auch Andersson, p. 33). Während wir im 17. Jh. eine lautliche Uniformierung hatten, die ein vollständiges Durchdringen der Konkordanzlosigkeit verhinderte, scheint sich im 20. Jh. eine graphische Uniformierung durchzusetzen (allerdings – und gezwungenermaßen – nur vor fem. Adj.), die den Bereich der Konkordanzlosigkeit noch weiter verengt. Da offensichtlich die Einheit der Lautung nicht antastbar war, konnte die Entwicklung einzig auf die ja nur rein graphisch ins Gewicht fallende Konkordanz vor anlautendem Vokal hinlaufen. Die ganze Erscheinung ist vielleicht mit dem starken Aufschwung der Verbreitung geschriebener Sprachäußerungen in Zusammenhang zu bringen.

Auf den Seiten 44ss. befaßt sich Andersson mit dem Problem von *tout autre* (+ subst.); bei einem weiblichen Bezugswort soll nun ein Bedeutungsunterschied bestehen zwischen *toute autre* 'n'importe quelle autre' und *tout autre* 'tout à fait autre'. Andersson kann zwar für das 19./20. Jh. eine Reihe von Beispielen anführen, die diese Auffassung zu bestätigen scheinen, doch sind die Fälle von *toute autre* 'tout à fait autre' und *tout autre* 'n'importe quelle autre' nicht weniger zahlreich (p. 46/47). Seine komplizierte Erklärung, die in *toute* für *tout* einfach einen Reflex des häufig beobachteten Phänomens der Variabilität von *tout* vor vokalischem anlautendem fem. Adjektiv, in *tout* für *toute* dagegen eine Konfusion zwischen den beiden Verwendungsmöglichkeiten von *tout(e) autre* sehen will, scheint uns wenig überzeugend. Da in der Aussprache beide Schreibungen identisch sind, glauben wir nicht an eine im Sprachgefühl verwurzelte Scheidung *toute-tout* entsprechend *n'importe quelle – tout à fait. Tout* müßte deshalb in beiden Fällen vor *autre* (+ subst. fem.) unveränderlich sein; daß dem nicht so ist, beruht einerseits auf der oben erwähnten Uniformierungstendenz, andererseits auf der «künstlichen» Regel der Grammatiker.

Auf Seite 58 sind wir auf eine widersprüchliche Formulierung gestoßen. Bei der Behandlung von *tout + de (partitif) + superlatif* sagt Andersson, dieser Typus scheine sich in bezug auf die Veränderlichkeit im 17. Jh. nicht vom Typus *tout + superlatif* zu unterscheiden. Dies kann nur bei flüchtiger Betrachtung stimmen: *tout + superlatif* wird behandelt wie *tout + adjectif (positif)*, also Accord mit dem folgenden Adjektiv (cf. p. 56), während Andersson im Falle von *tout + de + superlatif* eindeutig Accord mit dem Subjekt (oder régime direct) nachweist (p. 58). Diese Scheidung gilt auch für das 17. Jh., in dem die Metanalyse im ersten Typus zweifellos schon durchgeführt war<sup>13</sup>.

Was uns besonders befremdet hat, ist das Fehlen einer Schlußübersicht, einer Zusammenfassung der Resultate. Wir geben allerdings zu, daß diese bei der von Andersson

<sup>13</sup> An kleineren Bemerkungen wären zu machen: p. 195 spricht Andersson vom «dict. de R. Estienne, nouv. éd.» (gemeint ist das Wörterbuch von 1549); es handelt sich nicht um eine neue Auflage, sondern um das französisch-lateinische Wörterbuch (die früheren von Estienne waren lateinisch-französisch); – p. 198, N 41, lehnt Andersson die Bedeutung 'tout à coup', 'soudainement', die sich im *FEW* (II, 867) für *tout à un coup* findet, ab. Unter den von ihm angeführten Beispielen scheint es mir aber mindestens drei zu haben, wo die Interpretation 'd'un seul coup', 'en une (seule) fois' unmöglich ist: das erste und die beiden letzten der Rubrik *tout à un coup* auf p. 198; – p. 219 *tout à cheval, tout à pied*: wie aus N 54 hervorgeht, interpretiert Andersson diese Wendungen wie Beyer als konzessive Ausdrücke. Mir scheint *tout* hier einfach verstärkenden Charakter zu haben (cf. entsprechend dt. *hoch zu Roß*).

gewählten Methode, die eine Aufsplitterung in zahlreiche Einzelmonographien bewirkt, nicht einfach zu geben gewesen wäre. Die ganze Methode scheint überhaupt dem im Titel gesetzten Ziel einer semantischen Studie nicht gerecht zu werden: semantische Studien scheinen uns im rein diachronischen Bereich nicht möglich; vielmehr hätte man doch zu verschiedenen Epochen Schnitte legen und in synchronischen Darstellungen den Versuch machen sollen, die Funktionen und Bedeutungen des adverbialen *tout* darzulegen und sie gegen verwandte Ausdrücke abzugrenzen, wie der Autor dies in seinen *Etudes* für lat. *omnes* und *totus* recht schön getan hat (p. 8–11). Ein abschließender Vergleich dieser Schnitte hätte die Arbeit dann in diachronischer Hinsicht ergänzen können<sup>14</sup>. So aber zerflattert alles in Einzelfälle, in rein subjektive Interpretationen, die keinen Rückhalt in einem klar dargelegten System haben.

Alle die vorangehenden Bemerkungen und Einwände sollen den Wert dieser bedeutenden Arbeit nicht entscheidend schmälern, stellt sie doch einen großen Fortschritt gegenüber der älteren Studie von B. Beyer dar<sup>15</sup>; vor allem werden auch die Ansichten der verschiedenen Grammatiker erstmals systematisch zusammengefaßt. Besonders im zweiten Teil wird dann ein äußerst reiches Belegmaterial geboten, oft mit sehr feinsinnigen Deutungen, das für die Lexikographie von größter Bedeutung ist. Niemand, der sich in Zukunft mit dem Problem *tout* befassen will, wird an der Arbeit Anderssons vorbeigehen können.

Peter Wunderli

\*

KLAUS HUNNIUS, *Der Ausdruck der Konditionalität im modernen Französisch*. Romanisches Seminar an der Universität Bonn, Bonn 1960; 156 p.

Im Gebiet der Konditionalität hatte sich die Forschung bisher auf Morphosyntax und Semasiologie der *si*-Konstruktion konzentriert. Hunnius gebührt das Verdienst, den Gegenstand der Betrachtungsweise der funktionalen Syntax zu unterwerfen, die darin besteht, in einer ersten Phase die Ausdrucksmittel des «konditionalen Gedankens» zu gewinnen, um diese anschließend semantisch und stilistisch zu differenzieren, da die verschiedenen möglichen Konstruktionen keine syntaktischen Synonyme sind. Die beiden Schritte dieser Methode sind im Sinne Baldingers<sup>1</sup> als onomasiologische und semasiologische Phasen zu bezeichnen und dürften zu den wünschenswerten methodologischen Prinzipien der syntaktischen Forschung gehören. Leider legte der Verfasser seine verschiedenen Gedanken über die Konditionalität nicht in einem eigentlichen Begriffssystem dar, so daß die Verbindung von Einzelinterpretation und Ganzem nicht immer klar wird. Als Resultat seiner Untersuchung bietet Hunnius einen umfassenden Katalog nach syntaktischen Gesichtspunkten geordneter konditionaler Aussageweisen, deren spezifische Werte und Bedeutungen die Einzelinterpretation gut erfaßt.

<sup>14</sup> Cf. die gleichen Einwände schon für die *Etudes* in *RoJb.* 8 (1957), 241–244 (SCHEEL).

<sup>15</sup> B. BEYER, *Über den Gebrauch von tout im Alt- und Neufranzösischen*, Diss. Berlin, Erlangen 1905; Nachdruck in *RF* 20 (1907), 641–712.

<sup>1</sup> Vgl. K. HEGER, *Die Bezeichnung temporal-deiktischer Begriffskategorien im französischen und spanischen Konjugationssystem*. Beiheft *ZRPh.* 104 (1963), p. 4, N 8.

Hunnius sieht richtig, daß sein Programm nur synchronisch-deskriptiv durchgeführt werden kann, so daß eine Diachronie erst sekundär aus dem Aneinanderfügen der synchron gewonnenen Resultate erstehen würde<sup>2</sup>. Die subjektiven Momente dieser Arbeitsweise liegen in der Festlegung der zeitlichen Begrenzung des synchronen Schnittes und in der Auswahl des Materials, d. h. im Identifikationsakt, welcher bestimmt, was z. B. im vorliegenden Fall modernes Französisch darstellt. Die Elastizität dieses Begriffes erhellt etwa aus drei Untersuchungen zwischen 1957 und 1961: Klum<sup>3</sup> untersucht z. B. die Prosa des Français contemporain und versteht darunter die im 20. Jahrhundert erschienene Roman-, Theater-, journalistische und novellistische Literatur und wählt daraus (Zeitungen umgerechnet) 48000 Buchseiten, die 160 Bücher zu 300 Seiten darstellen. Imbs<sup>4</sup> rechnet zum syntaktischen Bereich des Français moderne auch das 19. Jahrhundert («beaucoup moins avare que les modernes de construction syntaxique»), vor allem V. Hugo, und behauptet, daß «les textes restent nos vrais maîtres en matière de syntaxe; ... les exemples parlés ... ne contiennent généralement rien que ne confirme l'usage littéraire, qui demeure le principal révélateur des ressources acquises et utiles de la langue». Sauvageot<sup>5</sup> exemplifiziert das Français contemporain an der «langue française telle qu'elle est parlée et écrite par l'auteur», denn «décrire sa propre façon de parler, cela revient à décrire celle de tout le monde, à quelques particularités près, particularités qui ne touchent pas le fond des choses<sup>6</sup>».

Hunnius begreift unter modernem Französisch die Schriftsprache der letzten 25 Jahre und stützt sich auf 62 Publikationen, deren stilistische Spannweite vom Code civil bis zur Lyrik reicht, wozu noch Tageszeitungen kommen. Diese Einbeziehung aller Stilebenen und die gleichzeitige Beschränkung der Untersuchung auf einen kurzen Zeitabschnitt scheint mir die Grundbedingungen der Synchronie zu erfüllen; wertvoll wäre nun noch eine Gegenüberstellung der Resultate mit einer Enquête der gesprochenen Sprache, die nach meinen Erfahrungen gestatten würde, die stringente Struktur des Konditionalausdruckes aus der Fülle der schriftsprachlichen Möglichkeiten herauszuarbeiten.

Die Konditionalität nun, um zur Besprechung des Begriffsfeldes, dessen Ausdrucksmöglichkeiten Gegenstand von Hunnius' Arbeit sind, überzugehen, besteht nach dem Verfasser aus «einer logischen Beziehung zwischen zwei nur in der Vorstellung existie-

<sup>2</sup> Derselben Auffassung ist COHEN: «Une étude complète, si on le pouvait, devrait procéder par tranches, de trente ans au plus, de préférence de vingt ou même de dix ans, car sur certains points les évolutions vont vite, et certaines attitudes des ensembles intellectuels et particulièrement certaines modes dans les milieux littéraires ont une action brève» (*Le Subjonctif en français contemporain*, Paris, s. d., p. 5).

<sup>3</sup> *Verbe et adverbe. Etude sur le système verbal indicatif et sur le système de certains adverbes de temps à la lumière des relations verbo-adverbiales dans la prose du français contemporain* (*Studia Romanica Upsaliensia 1*, 1961, p. 26).

<sup>4</sup> *L'Emploi des temps verbaux en français moderne. Essai de grammaire descriptive* (*Bibliothèque française et romane, A 1*, Paris 1960, p. V–VI).

<sup>5</sup> *Les procédés expressifs du français contemporain*, Paris 1957, p. 9.

<sup>6</sup> Im Gegensatz dazu steht die Skepsis, die ein Rousselot bei der Beschreibung seiner Mundart gegenüber sich selber zeigte: «Unius tamen qui mihi quidem semper in promptu erat, constantissime neglexi. Dico meum» (*De vocabulorum congruentia in rustico Cellae-Fruini sermone*, Paris 1892, p. 9).

renden Tatbeständen». Als die zwei Charakteristika dieser Relation nennt er das Ursache-Folge-Verhältnis und die Modalität des Angenommenen und Unwirklichen, wobei in der konkreten Situation jeweils eines von beiden überwiegt. Das erstere rückt das Bedingungsverhältnis in den Vordergrund, das zweite die Annahme oder Hypothese. Schon 1957 zeigte aber F. Merlo, daß neben vorwiegend suppositiven und vorwiegend konditionalen Konstruktionen solche bestehen, in denen die beiden Werte kompossibel<sup>7</sup> sind.

Umsichtig ist hingegen die Interpretation der einzelnen Belege und deren Zusammenstellung zu syntaktischen Gruppen von Ausdrucksmitteln. Die (formale) Kategorisierung erfolgt dabei vorwiegend auf Grund der die Bedingung enthaltenden Pro-tasis und unterscheidet zum Ausdruck der Annahme und Bedingung neben den *si*- und spezifisch bedingenden Konjunktionalsätzen (zum Ausdruck der Eventualität, der «Aufhebung» usw.) nichtkonditionale Konjunktionalsätze (für allgemeine Tatbestände oder typische Situationen), Subjekt- oder Objektsätze (wenn anstatt der Folge eine Bewertung ausgesprochen werden soll), Attributsätze (z. B. bei Unbestimmtheit des Handlungsträgers), konjunktionslose (aus Wunsch-, Aufforderungs- und Fragesätzen entwickelt, bei zweifelhaftem oder unsicherm Tatbestand), disjunktiv und adversativ verknüpfte Sätze (die Alternative hebt das unvermeidliche Eintreten der Folge hervor); Sätze, die implizit eine Bedingung enthalten (die emotionale Stellungnahme zu angenommenen Tatbeständen zeigt sich unter anderem im unabhängigen Vordersatz); der Kürze und Knappheit dienen Nominalsätze; die Bedingung in der Form infiniter Verbformen ist eng mit der Folge verknüpft; der wissenschaftliche und journalistische Stil bevorzugt Verbalabstrakta; Konstruktionen ohne verbales Element dienen dazu, andere Elemente als die Handlung selbst zu supponieren; allgemeine und gesetzmäßige Konditionalrelationen drückt die wissenschaftliche Sprache gerne mit lexikalischen Ausdrucksmitteln aus.

Durch die Kombinationsmöglichkeit mit den Zeiten besitzt der *si*-Satz die verschiedensten Werte. Hunnius' Interpretationen lassen sich zu einem Gesamtbild zusammenfügen, das im Grunde an die einleitende Betrachtung über die Konditionalität anknüpft, indem die Varianten der Annahme/Bedingung einerseits und des Ursache-Folge-Verhältnisses andererseits präzisiert werden.

Gegenüber der traditionellen Unterscheidung der *si*-Sätze nach *Realis*, *Potentialis*, *Irrealis*, respektive «hypothèse pure et simple, potentiel et irréal», und deren Reduktion auf die Oppositionen «possibilité: supposition irréelle» (De Boer<sup>2</sup>, § 424), «réalité: non-réalité» (Meyer-Lübke, III, § 684, 686), «possibilité: supposition qui ne se réalisera pas» (Sandfeld, II, § 206) usw., differenziert der Verfasser in «realitätsnahe», durch *si* + Präsens, Perfekt oder Passé défini eingeleitete Annahmen, und «realitätsferne» mit *si* + Imperfekt oder Plusquamperfekt Ind./Konj., «die den Tatbestand von der Aktualität in das Reich der Vorstellung transponieren» (p. 25–26). In der Bedingungsrelation lassen sich hingegen Zukunftsbezüge (*si Präs.* + *Fut.*, *si Imperf.* + *Kond.*), Vergangenheitsbezüge (*si Plusqu.* + *Kond. II*) sowie zeitlose Verhältnisse (*si Präs.* + *Präs.*, *si Imperf.* + *Kond.*) erkennen (p. 26–27, 28).

In der Zeitlosigkeit gibt *si Präs.* + *Präs.* «allgemeine Wahrheiten nüchtern und neutral (wissenschaftlicher Stil) wieder, *si Imperf.* + *Kond.* stellt sie hingegen in kontrastierende Beziehung zur Wirklichkeit<sup>8</sup>. Beim Zukunftsbezug schließt sich

<sup>7</sup> «Se il nostro amico parte, saremo perduti.» *RF* 69 (1957), 274.

<sup>8</sup> P. 27. Bei SARTRE findet sich ein illustratives Beispiel dieser Differenzierung:

Hunnius der Erklärung Wagners an, nach der *si Imp. + Kond.* die Hypothese neutral, gewissermaßen administrativ formuliert, *si Präs. + Fut.* hingegen aktueller, gegenwärtiger.

Insgesamt erwähnt Hunnius 16 verschiedene Tempus/Modus-Kombinationen mit *si*, deren Werte, wie angedeutet, ein System von Konditionalitäten ergeben. Verschiebungen geschehen vor allem zur Steigerung der Expressivität; so bedeutet *si Präs. + Präs.* anstelle von *si Präs. + Fut.* Vorverlegung der Folge aus der Zukunft in die Gegenwart, sicheres Eintreten der Zukunft, Betonung der Gewißheit und Steigerung der Überzeugungskraft einer Aussage (p. 22–23), usw. Die Konditionalsätze dürften somit einen wertvollen Beitrag zur Grundlegung des Studiums der expressiven Syntax liefern.

Im Sinne der eingangs aufgeworfenen Frage, ob Hunnius' Auswahl und Material das moderne Französische repräsentieren, sind nun allfällige Lücken zu ergänzen<sup>9</sup>:

*Si Perfekt + Präs.* (p. 25): Einen eindeutigeren Zukunftsbezug als der Beleg von Hunnius bietet: *Si nous n'avons pas filé d'ici demain soir, nous sommes morts* (Malraux, *Cond. hum.*, 156).

*Si Imperf. + Imperf.* (p. 28): Das Beispiel ist wegen der Polyvalenz von *était mort* nicht stichhaltig, doch ist an Belegen in der modernen Literatur kein Mangel: *elle disait que si nos invités se scandalisaient, ils n'avaient qu'à partir* (Gide, *Caves du Vatican*, 85–86). *Mais je me disais alors que, si l'on cédait une fois, il n'y avait pas de raison de s'arrêter* (Camus, *La Peste*, 207).

*Si Plusqu. + Imperf.* (p. 28): Neben Ind. des Plusqu. erscheint auch Konj.: *Si les policiers eussent été résolus, l'attaque échouait* (Malraux, *Cond. hum.*, 77).

*Si Imperf. + Präs.* fehlt bei Hunnius: *Et puis, si ce détail était celui qui peut me rendre ma mémoire, vous n'avez pas le droit de me le cacher* (Anouilh, *Le voyageur sans bagages*, 54).

Im Abschnitt über die *Polysemie* von *si* (p. 39–49) erwähnt der Verfasser die kausale, iterative (temporale), konzessive, adversative, korrespondierende, kompletive (in Subjekt- und Objektsätzen) und elliptische (in isolierten Sätzen) Verwendung.

Als Hauptfunktion des kausalen *si* betrachtet er die Zusammenfassung einer Situation, an die eine Frage oder eine Folgerung anschließt. Es gibt hier aber eine ganze Stufenleiter von Übergängen zwischen dem konditionalen und dem vorwiegend kausalen, resümierenden *si*, auf die einzutreten es sich gelohnt hätte. Hier ein Beleg mit vorwiegend konditionalem Wert: *Pourtant, si un rat a trente centimètres de long, quarante mille rats mis bout à bout feraient ...* (Camus, *La Peste*, 34).

Notwendig wäre bei den «nichtkonditionalen» *si*-Sätzen eine Untersuchung des Wertes der Zeiten und die Konfrontation mit den Tempuskorrelationen der Konditionalsätze. Man vergleiche den eben zitierten Satz von Camus, der *si Präs. + Kond.* enthält, mit dem vom Verfasser p. 25 zitierten «*Si Dorothy rentre, ça ferait le plus mauvais effet!*» oder den von Hunnius beigebrachten kausalen «*Si tu l'aimais tant que ça, comment as-tu pu consentir au divorce?*» (p. 40) mit demjenigen aus dem «*Voyageur sans bagages*».

«Dostoïevsky avait écrit 'si Dieu n'existait pas, tout serait permis'. C'est là le point de départ de l'existentialisme. En effet, tout est permis, si Dieu n'existe pas, et par conséquent l'homme est délaissé» (*L'Existentialisme est un humanisme*, 1946, p. 36).

<sup>9</sup> Belege aus *Livre-de-poche*-Ausgaben werden nur mit Seitenzahl zitiert. – Hier noch eine kleine Korrektur: Der Satz «*Les femmes auraient moins d'amants, si elles avaient plus d'enfants*» (p. 27) ist nicht von Bourdet, sondern von Salacrou.

Das konzessive *même si* (p. 42) findet sich auch mit Konj.: *Même si Clappique ne l'eût pas prévenu, il eût considéré ...* (Malraux, *Cond. hum.*, 161).

Einen konditionalen Subjektsatz enthält, wie der Verfasser richtigerweise sieht, das Gefüge *si ... c'est (parce) que*, während Merlo dafür eine besondere Kategorie aufstellt<sup>10</sup>. Als Einleitungstaggeme des erklärenden Folgesatzes finden sich in den Belegen des letzteren *è perchè, ecco la spiegazione; si tratta di, ciò si deve, ciò avvenne perchè*; es wäre aufschlußreich, die französischen «outils» zu eruieren. Es gehören z. B. dazu: *Si elle bondit soudain vers le réverbère, en pleine lumière, c'est simplement parce qu'il l'avait touchée, et non pas prise dans ses bras* (Aragon, *Cloches de Bâle*, 228). *D'ailleurs, s'il y avait des jaunes à l'intérieur, il était de fait qu'ils ne sortaient guère* (*ibid.*, 305). *S'il faut absolument que j'aie une pensée, c'est en effet celle-ci* (Camus, *La Peste*, 45).

Mit Negation: *Kyo savait que si Tchen, au lieu de répondre, hésitait, ce n'était pas que Katow l'eût convaincu* (Malraux, *Cond. hum.*, 105).

Hier wären ebenfalls die Zeitmöglichkeiten zu eruieren, z. B. *si Imperf. + Präs.*: *Si on devait dire quelque chose de lui, c'est qu'il n'a pas l'air d'être là* (Anouilh, *Léocadia*, 190).

Verglichen mit dem gebotenen Material sind die Lücken, wie gezeigt, unbedeutend, so daß Hunnius' Inventar als nahezu vollständig und seine Textauswahl für das moderne Französisch als repräsentativ angesehen werden darf.

Th. Ebnetter

\*

R. L. WAGNER – J. PINCHON, *Grammaire du français classique et moderne*. Librairie Hachette, Paris 1962. 640 p.

Das vorliegende Handbuch will weder eine Schulgrammatik noch eine «grammaire du bon usage» wie etwa die von Grevisse sein. Die Verfasser möchten vielmehr für den französischen Studenten, aber auch für den Lehrer, die Grundprinzipien der Grammatik und in großen Linien die morphologische und syntaktische Struktur des Neufranzösischen darstellen. Sie bekennen sich ausdrücklich zu F. de Saussure, stellen sich in eine Linie mit Damourette und Pichon, Gougenheim und Sauvageot. Einflüsse von Bally, Brunot, Guillaume sind in dem Buch ebenfalls deutlich sichtbar. Die Verfasser distanzieren sich von den landläufigen semantischen, inhaltsbezogenen Grammatiken, die gewisse grammatische Formen und Funktionen mit bestimmten Bedeutungen gleichsetzen (zum Beispiel das Subjekt mit der handelnden Person, das Objekt mit dem betroffenen Gegenstand). Sie definieren die Elemente und ihre Funktionen grundsätzlich nach rein grammatischen Gesichtspunkten, zum Beispiel das Subjekt als das Glied, welches Person, Zahl und allenfalls Genus des Verbums bestimmt; das Objekt als das, welches durch seine direkte Konstruktion (das heißt das Fehlen einer Präposition) und durch die Fähigkeit, in das Subjekt des passiven Verbums verwandelt zu werden, gekennzeichnet ist. (Das Dativobjekt wird unter die «compléments déterminatifs» eingereiht.) Die Funktionen einer Ausdrucksform werden durch das Verfahren der Opposition charakterisiert; zum Beispiel § 88: «*Un s'oppose à le dans la mesure où l'indéfini s'oppose au défini.*» Falsche Oppositionen

<sup>10</sup> La proposizione col *se* in unione ad una esplicativa. Cf. *RF* 69, 290.

(wie *subjonctif* = «mode de la non-réalité» – *indicatif* = «mode de la réalité», § 370) werden ausdrücklich abgelehnt. Zu den grammatischen Ausdrucksformen im weiten Sinn gehört auch die Sprechmelodie. Ihr wird der gebührende Platz eingeräumt (so in der Definition des Satzes § 585; bei der Kennzeichnung des Nebensatzes § 593).

Grundsätzlich führt der Weg in den einzelnen Kapiteln von den Flexionsformen zu deren «valeurs», von der Morphologie zur Syntax. Die Verfasser verfallen dabei aber keineswegs einem einseitigen Strukturalismus. Die Sprachinhalte kommen durchaus zu ihrem Recht: «Une analyse grammaticale s'accompagne naturellement d'un commentaire sémantique, puisqu'on s'exprime en vue de dire quelque chose, en vue d'être compris, et que les structures morphologiques, syntaxiques contribuent à former des ensembles signifiants» (p. 30). So werden etwa die hauptsächlichsten Verwendungsweisen des Nominalsatzes (*phrase sans verbe*) besprochen; im Abschnitt über die Steigerung (*expression des degrés d'intensité*) kommen die Bedeutungen einzelner Adjektive zur Sprache usw. Gelegentlich bestimmen sogar semantische Gesichtspunkte die Einteilung, so bei den Kausalsätzen vom Typus «(je m'étonne) qu'il ne soit pas venu», die – wie die Verfasser selbst bemerken (p. 579) – grammatisch zu den Objektsätzen gehören.

In der Terminologie hält sich das Buch mit ganz wenigen Ausnahmen (zum Beispiel *propositions conjonctives introduites par 'que'* für *complétives*) an das Herkömmliche, in der richtigen Einsicht, daß individuelle Neuerungen nur Verwirrung stiften.

Dargestellt wird, wie der Titel sagt, die klassische und die moderne Sprache. Die nachlässige, fehlerhafte Rede wird bewußt beiseite gelassen. Zeitlich und stilistisch bedingte Unterschiede im Gebrauch werden aufgezeigt; die synchronische Darstellung wird durch kurze historische Exkurse bereichert.

Gegenüber frühern Handbüchern sind beachtliche Fortschritte zu verzeichnen, nicht zuletzt in den Definitionen. Natürlich bleibt manches problematisch. Wer dürfte beim heutigen Stand der Syntax von einem Handbuch von 640 Seiten die glatte Lösung aller Schwierigkeiten erwarten? Immerhin hätte eine noch vollständigere Auswertung der neuesten Fachliteratur gewisse Irrtümer und Mängel vermeiden helfen, so im Kapitel über den Artikel, das, wenigstens im theoretischen Teil, noch ganz auf den Begriffen der *extension* und *précision* aufgebaut ist – trotz der eindringlichen Darlegungen von A. Alonso (*Estilística y gramática del artículo español*, in: *Estudios lingüísticos*, Madrid 1951, p. 151 ss.), welcher die Unhaltbarkeit dieser Grundlage aufzeigt. Die Verfasser geben in § 82 vier typische Beispiele: 1. *Le bœuf est un ruminant*; 2. *C'est le bœuf que j'ai vendu hier à la foire*; 3. *C'est un bœuf qui s'est écarté de son troupeau*; 4. *Inscrivez au menu du bœuf en daube*. Dazu stellen sie fest: «Si l'on compare les quatre phrases ... on voit que les articles ont essentiellement [!] pour rôle d'indiquer avec quelle *extension* (espèce, individu) on représente la notion de bœuf; sous quel degré de *précision* (défini, indéfini) elle est conçue; sous quelle *forme* (nombrable, massive) on l'évoque.» Die Beispiele widerlegen diesen Satz aufs schönste: Mit *le* wird in 1. die Gattung, in 2. ein Individuum gekennzeichnet; ein ganz bestimmtes Individuum, auf das hingewiesen oder in der Rede hingewiesen wird, hat in 2. als Begleiter den bestimmten Artikel, in 3. aber den sogenannten unbestimmten. Der Unterschied generell-individuell wird in den vorliegenden Beispielen nicht durch den Artikel, sondern durch den Satzzusammenhang ausgedrückt. Der Begriff «Präzision» (*défini – indéfini*) aber ist zu vag, um den Unterschied zwischen 2. und 3. zu fassen. Und wie verträgt sich mit Beispiel 1. die Behauptung, das Substantiv stehe allein («sans déterminant spécifique») «dans tous [!] les cas où le substantif désigne une espèce»

(§ 97)? – Eine gründliche Überarbeitung wird, so hoffen wir, das Buch in der 2. Auflage von solchen gravierenden Widersprüchen und manchen andern Mängeln befreien und seine unbestrittenen Qualitäten noch besser zur Geltung kommen lassen.

S. Heinemann

\*

P. NAUTON, *Atlas linguistique et ethnographique du Massif Central*, vol. I: *La nature*, Paris 1957; vol. II: *Le paysan*, 1959; vol. III: *L'homme*, 1961; vol. IV: *Exposé général, table-questionnaire, index alphabétique*, 1963.

Nach dem raschen und regelmäßigen Erscheinen der drei Atlasbände (1957, 1959, 1961) und dem Erklärungsband (1963) kann man den alleinigen Explorator und Herausgeber Pierre Nauton zu seinem monumentalen Werk nur beglückwünschen. Neben der *Notice* des *ALF* und dem Einführungsband des *AIS* («*Der Sprachatlas als Forschungsinstrument*») haben wir im Band IV des *ALMC* das erste «*exposé général*» eines Regionalatlanten, das wichtige methodische Erkenntnisse enthält und von künftigen Exploratoren mit Vorteil berücksichtigt wird.

Der *ALMC* umfaßt das Zentralgebiet des Okzitanischen, das im Nordosten an das Frankoprovenzalische grenzt, während im Osten zum *dauphinois*, im Süden und Westen zum *languedocien* und im Norden zum *auvergnat* nur interne Dialektgrenzen innerhalb des Okzitanischen bestehen. Sprachlich ist das untersuchte Gebiet nach Süden orientiert und wird von Mgr. Gardette treffend als «*province-vassalle*» oder «*province-refuge*» bezeichnet, im Gegensatz zum *Lyonnais*, das als «*province-frontière*» und «*province-route*» charakterisiert wird (*RLiR* 21, 214 ss.). Das geographisch einheitliche, wenn auch nicht in sich geschlossene Aufnahmegebiet umfaßt nicht weniger als fünf historische Provinzen (Velay, Vivarais, Haute-Auvergne, Gévaudan und Rouergue), denen aber ein administratives und kulturelles Zentrum mit größerer Ausstrahlungskraft fehlte. Die Bodenbeschaffenheit des Massif Central mit seinen schmalen und tief eingeschnittenen Tälern und die historischen Gegebenheiten werden von P. Nauton übersichtlich dargestellt und im Hinblick auf ihre sprachlichen Auswirkungen untersucht (Band IV, 13–24). Schade, daß der Herausgeber sich mit der Publikation der Karte der Wasserläufe begnügt und nicht noch eine moderne anschauliche Reliefkarte seines Gebietes beigegeben hatte!

Über die Konzeption seines Regionalatlas und die Aufnahmemethoden, die befolgt wurden, hat sich P. Nauton im Band IV deutlich geäußert, so daß hier auf eine Zusammenfassung verzichtet werden kann. Zur Charakterisierung des *ALMC* ist es aber unumgänglich, einige Teilaspekte besonders zu beleuchten. Seit dem grundlegenden Aufsatz von K. Jaberg über «*Großräumige und kleinräumige Sprachatlanten*» (*VRom.* 14, 1–61) werden bei den regionalen Sprachatlanten zwei wesentlich verschiedene Typen unterschieden: Teilatlanten als Teilstück eines Gesamtatlas mit der Blickrichtung auf das Ganze (ursprüngliches Projekt *NALF* von A. Dauzat) und die selbständigen Regionalatlanten, welche die Eigenart und den besonderen Charakter einer kulturell und sprachlich möglichst geschlossenen Landschaft erfassen wollen. Der *ALMC* gehört zweifellos zum zweiten Typus, wie das im vierten Band publizierte, sorgfältig ausgewogene und speziell auf das Massif Central ausgerichtete Questionnaire von ca. 4000 Fragen zeigt. Fragwürdig ist aber der willkürliche Schnitt durch

die Mundart der Auvergne, so daß die untersuchte Gegend keine in sich geschlossene sprachliche und kulturelle Einheit bildet. Ungewohnt für einen Regionalatlas ist auch das relativ weitmaschige Netz der Aufnahmepunkte. Den 55 *ALMC*-Aufnahmepunkten stehen 29 *ALF*-Punkte gegenüber. Das Verhältnis *ALMC*-Punkte zu *ALF*-Punkten beträgt also knapp 1:2, eine äußerst niedrige Zahl im Vergleich zu den andern Regionalatlanten (*ALG* 1:3; *ALLo.*<sup>1</sup> 1:5,2; *ALLY.* 1:5,5 und *ALW* sogar 1:13). Deshalb war der Entschluß des Herausgebers sicher richtig, im Gegensatz zum *ALLY.* und dem *ALG* die Kontrollaufnahmen zum *ALF* auf die minimale Zahl von 2 zu reduzieren: Chamalières-sur-Loire (*ALF* P. 815; *ALMC* P. 9) und Espalion (*ALF* P. 727; *ALMC* P. 46). Zudem versuchte P. Nauton den Nachteil der geringen Aufnahmedichte abzuschwächen durch eine geschickte Auswahl der Aufnahmepunkte, die Rücksicht nimmt auf die linguistisch bereits relativ gut erfaßten Gebiete (Lozère durch R. Hallig, Gegend von Aurillac durch J. Lhermet, Zentralgebiet der Ardèche durch A. Dornheim und den Nordteil der Ardèche durch den *ALLY.*).

Trotz allen möglichen Einwänden, deren sich der Verfasser bewußt war, muß man wohl anerkennen und hervorheben, daß bisher kein Sprachatlas der Romania eine derart persönliche Leistung eines einzelnen Forschers darstellte, der allein alle Aufnahmen durchgeführt und die Atlasbände herausgegeben hat. Pierre Nauton, der bereits 1948 mit der Beschreibung des «patois de Saugues» seinen eigenen Dialekt untersucht hatte, war wie kein zweiter befähigt, als «enquêteur unique, indigène et patoisant» Sprachaufnahmen in seiner Heimat durchzuführen. Im Hinblick auf die große Ausdehnung des untersuchten Gebietes und im Interesse einer zeitgerechten Veröffentlichung wurden zweifellos die zur Verfügung stehenden Kräfte und Mittel aufs rationellste genutzt.

Die großen, unbestreitbaren Vorteile des *ALMC* sind die Qualität und die Feinheit der Sprachaufnahmen, die übersichtliche Inventarisierung und kartographische Darstellung des Materials, die reiche Ausstattung und die anschaulichen Illustrationen, die für onomasiologische Studien eine erstrangige Quelle sein werden. Besonders zu erwähnen ist auch die Darstellung der linguistischen Situation des Massif Central, eine kurzgefaßte, treffende Übersicht über die Einführung des Französischen in Südfrankreich und eine Charakterisierung des Abwehrkampfes, den der Dialekt heute gegen das eindringende «français régional» zu führen hat (vol. IV, 25–48). Im Gegensatz zu Edmont war Nauton bei der Auswahl seiner Gewährsleute darauf angewiesen, größtenteils Bauern zu berücksichtigen, da 1952 nur noch in bäuerlichen Kreisen gute Dialektaufnahmen gemacht werden konnten: «Aujourd'hui le patois n'est encore bien vivant que dans le milieu paysan, qui est resté pour les générations d'un certain âge (variable selon les régions) hors de l'influence des facteurs qui ont imposé le français et éliminent progressivement l'usage du patois» (vol. IV, 38s.).

Wenn wir die Bedeutung des *ALMC* als Thesaurus des gegenwärtigen Wortgutes des Massif Central ermessen wollen, müssen wir die übrigen Quellen dialektalen Wortmaterials danebenstellen. Diese Gegenüberstellung zeigt, daß sich das Wörterbuchmaterial verglichen mit der Fülle und Exaktheit der Sprachaufnahmen Nautons sehr bescheiden ausnimmt. Vor der Publikation des *ALMC* waren die Departemente Lozère und Ardèche am besten bekannt, vor allem dank den umfassenden Sprachauf-

<sup>1</sup> *ALLo.* = *Atlas linguistique de la Lozère et des cantons limitrophes du Gard et de l'Ardèche*; par R. Hallig (die Aufnahmen wurden gemacht von R. Hallig: Lozère, R. Böhne: Gard, H. Brendel: Ardèche; vgl. HALLIG in *ZRPh.* 56 (1936), 238.

nahmen von R. Hallig, die leider nicht veröffentlicht sind und nur vom *FEW* ausgewertet werden können<sup>2</sup>. Sobald noch der von Ch. Camproux geplante *Petit atlas linguistique du Gévaudan* veröffentlicht sein wird, dürfte das Département Lozère zu den linguistisch am besten erforschten Gebieten der Romania zählen<sup>3</sup>.

Im folgenden soll nun versucht werden, anhand einiger weniger Beispiele das von Nauton aufgezeichnete Material mit demjenigen von Hallig zu vergleichen.

*le petit-lait* (ALMC 1091)

Im Zentralgebiet des Massif Central hat sich über der älteren Schicht  $\text{[mɛrg]}$ <sup>4</sup> ein lokal eng begrenzter Typus  $\text{[kalyōtos]}$ <sup>5</sup> f. pl. (Ableitung von *coagulum*, *FEW* 2, 819; Escoffier 29<sup>4</sup>) herausgebildet. P. Nauton hat dieses Wort nur am Nordostrand des Departements Lozère, an zwei Orten gefunden: in Le Chambon-le-Château *las kalywotos* (P. 26) und in Saint-Flour-de-Mercoire *las kalyotos* neben älterem *lu mēy* (P. 30). Für P. 26 haben wir eine Kontrollmöglichkeit bei Hallig *ALLo.* 1332 *de katwōtos* (s. *FEW* 2, 819). Die beiden Aufnahmepunkte liegen aber immerhin 22 km auseinander, und es stellt sich die Frage, ob noch eine feinere Abgrenzung des Verbreitungsgebietes möglich ist. Drei Kilometer nordwestlich von Le Chambon-le-Château liegt Veyrières, ein Aufnahmepunkt von Hallig, der ebenfalls *katwōtos* aufweist (*ALLo.* 1322). Vier Kilometer nordöstlich von Saint-Flour-de-Mercoire befindet sich der Kantonshauptort Langogne (*ALF* P. 821), wo Edmont die Form *katōtos* f. pl. neben älterem *mēye* m. (*ALF* 1605) notiert hatte. Die nördliche Ausdehnungsbegrenzung unseres Typus wird von Solignac-sur-Loire mit *kayōta* f. (*ALF* P. 814) gebildet.

*la caverne* (ALMC 92)

Auf der Karte 92 *la caverne* fehlt der Typus  $\text{[aven]}$ <sup>6</sup> vollständig. *ALLo.* 40 *la caverne* verzeichnet für die beiden Vergleichspunkte aus dem Département Gard, St-André-de-Valborgne *ün avēn* 'caverne pour le renard, le blaireau' und Alzon *ün abēn* 'creux dans le terrain (p. ex. puits)'. Die letztere Bedeutung entspricht derjenigen von Bourg-Saint-Andéol (Ardèche) *un avē* 'excavation profonde sous la montagne (peut se dire d'une grotte)' (Legende zu *ALMC* 82). Meyrueis *un obēn* 'gouffre naturel sur le Causse' ist von P. Nauton in der Legende zu *ALMC* 82 angeführt, während Hallig für Meyrueis *ün obēn* 'précipice, abîme' (*ALLo.* 37) verzeichnet. Hallig führt zusätzlich noch an: Vallon (Ardèche) *avēn* 'trou profond'. Der Worttypus  $\text{[aven]}$  ist ein weiteres Beispiel für jene Reliktwörter, die Wortgut des Massif Central mit dem des Katalanischen verbinden<sup>6</sup>.

<sup>2</sup> Herrn Prof. von Wartburg danke ich für die Einsicht, die mir in die Atlasbände des *ALLo.* gewährt wurde.

<sup>3</sup> CH. CAMPROUX, *Essai de géographie linguistique du Gévaudan*, tome I: *Phonétique*; tome II: *Morphologie, lexicologie*. Publications de la Faculté des Lettres de Montpellier, 1962. – Diese beiden bereits erschienenen Bände enthalten die Auswertung des noch nicht publizierten Atlasmaterials. Ihr Wert kann aber erst richtig ermessens werden, wenn der Atlas vorliegt.

<sup>4</sup> S. ESCOFFIER, *Remarques sur le lexique d'une zone marginale aux confins de la langue d'oïl, de la langue d'oc et du francoprovençal*, Paris 1958.

<sup>5</sup> Vgl. dazu aprov. Belege von *avenc* 'précipice', *VRom.* 18, 233s.

<sup>6</sup> Vgl. P. NAUTON, *Actes et Mémoires du 7<sup>e</sup> Congrès international de linguistique romane*, Barcelona 1953, vol. 2, 600–604.

Gesamthaft gesehen gibt der *ALMC* über die Verbreitung eines Worttypus genügend Auskunft; ergänzende Belege aus dem *ALLo.* und dem *ALF* ändern das Gesamtbild nur unwesentlich. Zudem ist ein Vergleich der Angaben von Edmont, Hallig und Nauton nur bedingt möglich, weil wir uns auf drei verschiedenen chronologischen Ebenen bewegen (Edmont 1897–1901, Hallig 1932–1934, Nauton 1951–1953).

*la fête patronale* (*ALMC* 1666)

Beim frankoprovenzalischen Typus *la vogo* 'la fête patronale' gibt *ALF* 556 im Département Haute-Loire ein größeres Verbreitungsgebiet an als *ALMC* 1666. P. Nauton hörte 'la voga' nur im Norden des Départements in Craponne-sur-Arzon und im Südosten in Les Vastres *vogo*. Edmont belegt es für Paulhaguet *la vōga* (P. 812, 30 km südwestlich P. 10) und für Monistrol-d'Allier *la vōga* (P. 813). Es scheint, daß sich diese Vorposten des frankoprovenzalischen Wortes gegenüber dem zentralokzitanischen Typus 'rinadže' (*FEW* 10, 215) nicht halten konnten.

*l'écheveau* (*ALMC* 1231)

Ein ähnlich gelagertes Wort ist 'flotto' 'écheveau', das als authentisches frankoprovenzalisches Wort gilt (Escoffier 47). Wie bei andern frankoprovenzalischen Wörtern ist im Nordosten des Départements Haute-Loire eine Einfallzone zu erwarten. Im Vergleich zu *ALF* 1514 ist diese aber stark zurückgedrängt. Der *ALF* verzeichnet Langogne *flōtō* (P. 821) und Chamalières *flōtō* (P. 815; leider versieht Nauton den Kontrollpunkt Chamalières mit einem Fragezeichen). Auffallend ist das Fehlen dieses frankoprovenzalischen Ausstrahlungswortes in den *ALMC*-Punkten des Départements Ardèche. Der Typus 'floto' (*ALLY.* 666) ist nur in den *ALLY.*-Punkten 70, 71, 73 und 74 bekannt. Meistens verläuft die lexikalische Südgrenze im Département Ardèche zwischen Alissas (P. 8) und Chirols (P. 31). Dies ist der Fall bei den frankoprovenzalischen Worttypen 'dimanche f.' (*ALMC* 1430), 'vogo' 'fête patronale' (*ALMC* 1666), 'puso' 'pis' (*ALMC* 419), 'ētsapla' 'battre (la faux)' (*ALMC* 937; *FEW* 2, 283).

Wenn wir die Ausdehnung frankoprovenzalischer Wörter im Département Haute-Loire untersuchen, stellen wir beim Verbum 'anchapla' 'battre la faux' (*ALMC* 927) wie auch bei 'flotto' 'écheveau' einen Rückgang fest. Im *ALF*-Supplément 189 reicht der westlichste Ausläufer von 'anchapla' noch bis Paulhaguet (P. 812, 40 km westlich der heutigen Grenzlinie). Ein Brennpunkt im Kampf um die Festlegung der lexikalischen Sprachgrenze ist Chamalières-sur-Loire (P. 9), ein Ort, der gleichzeitig eine Vergleichsmöglichkeit bietet mit P. 815 des *ALF*.

Es folgt nun eine Zusammenstellung einiger frankoprovenzalischer Wörter (*ētsapla*, *kayu*, *kayāda*, *pūsa*, *flōta* und *darbu*) für den Grenzpunkt Chamalières-sur-Loire:

	<i>ALF</i> (P. 815)	<i>ALMC</i> (P. 9)
battre (la faux)	Suppl. 189 <i>ētsáp̄la</i>	<i>ALMC</i> 937 <i>ētsapla</i>
le porc	<i>ALF</i> 1061 <i>p̄wār, káȳu</i>	<i>ALMC</i> 515 <i>p̄wār, kayu</i>
le petit-lait	<i>ALF</i> 1605 <i>kayāda</i> f.	<i>ALMC</i> 1091 <i>léitada</i>
le pis (de la vache)	<i>ALF</i> 1020 <i>pūsa</i> f.	<i>ALMC</i> 419 <i>pusā</i>
l'écheveau	<i>ALF</i> 1541 <i>ēstsav̄e, flōta</i>	<i>ALMC</i> 1231 ?
la taupe	<i>ALF</i> 1286 <i>darbu</i> m.	<i>ALMC</i> 363 <i>taupa, d̄erbu</i> m.

Für *darbu* und *kayáda* ist Chamalières der westlichste Punkt, für *ěntsaplá* ist es P. 812, für *pusa* und *kayu* P. 10 (ALMC) und für *flōta* ebenfalls P. 10 und P. 821 (ALF).

Bei einem Vergleich des Sprachzustandes von 1900 (ALF) und 1952 (ALMC) ist auch ein leichter Rückgang bei der Palatalisierung der anlautenden Konsonantengruppe *gl > l > y* feststellbar (vgl. ALMC 1686 *l'eglise*). Nach dem ALMC umfaßt diese Erscheinung die Nordwestecke des Departement Cantal, Menet *glěyza* (P. 14), das ganze Departement Haute-Loire mit den Formen *yěiza*, *lěiza*, *lyeizo*, den Nordrand des Departements Lozère, Le Chambon-le-Château *yěizo* (P. 26) und zwei Punkte im Nordteil des Departements Ardèche, Rochepaule und Saint-Martin-de-Valamas (P. 5 und P. 7) mit den Formen *lěizo* und *yěizo*. Bei der Berücksichtigung von FEW 3, 203, kommen noch dazu Limagne *izo*, *izo* und Puy-de-Dôme *yizo*. Die Rückzugsbewegung dieser Lauterscheinung wird sichtbar, wenn wir die Angaben des ALF und diejenigen von Lhermet danebenstellen:

Cantal: Ytrac *glěyso*; Massiac *lěyza* (ALF 453, P. 811)

Lozère: Langogne *lěyzo* (P. 821, 20 km südlich der heutigen Lautgrenze *gl/l*)

Ardèche: Les Ollières *lěyzo* (P. 826, 20 km südlich der heutigen Lautgrenze *gl/l*)

Wertvoll für die provenzalische Lexikologie ist auch der Versuch von P. Nauton, die Troubadoursprache auf dialektale Einflüsse hin zu untersuchen (vol. IV, 117 bis 123). Anhand des Wortschatzes der beiden aus dem Velay stammenden Troubadours Guillem de Saint-Didier und Peire Cardenal gelangt P. Nauton zu Ergebnissen, die zeigen, daß es möglich ist, aus der überregionalen provenzalischen Dichtersprache regionalbegrenzte Wörter herauszuschälen. Die angewandte Methode muß aber noch verfeinert werden, da z. B. die «kritische» Ausgabe von Lavaud höchst ungeeignet ist für linguistische Studien. So übernimmt P. Nauton unter «mots nouveaux» das von Lavaud konstruierte \**escaussir* 'se verser du bouillon' 29, 41. Diese Graphie könnte aber nur durch das altprovenzalische Substantiv *las escausisos* 'mets indéterminé' (Jaufre 513) gestützt werden, während die Handschriften, die das Gedicht von Peire Cardenal enthalten, ein ganz anderes Bild vermitteln<sup>7</sup>. Die Überprüfung zeigt aber eindeutig, daß die von Lavaud konstruierten Formen unmöglich als Grund-

<sup>7</sup> Peire Cardenal 29, 37–41 (Ausgabe Lavaud):

Can son en refreitor	Quand je suis en un réfectoire
No m'ò tenc ad honor,	je ne tiens pas cela pour un honneur,
C'a la taula aussor	car à la plus haute table
Vei los cussons assir	je vois les coquins s'asseoir
E premiers s'escaussir.	et premiers se servir de potage.

Diese Verse sind im Chansonnier A 624 (p. 668), 36–40, überliefert:

Qand sui el refreitor	
noms tenc ad honor	
c'a la taula aussor	
vei los cussons assir	«je vois les coquins s'asseoir
totz primiers ses faillir	les premiers à coup sûr.»

Folgende Varianten sind belegt: IKdA *ses faillir*; J *ses faillhir*; M *seschauzir*, zu lesen als *ses chauszir* 'sans discrétion'; C *seschaisir* (= *ses chausir*); T *essauzir* 'exaucer'; Db<sup>238</sup> *sescalqir* (unverständlich).

lage für linguistische Untersuchungen über die Troubadoursprache herangezogen werden dürfen.

Am Ende des Bandes IV publiziert P. Nauton ein französisches Wortregister, welches das Nachschlagen der Karten sehr erleichtert. Richtig zugänglich wird der Atlas aber erst, wenn ein typisierter Index der Dialektausdrücke vorliegt, entsprechend etwa dem Index zum *AIS*. Deshalb möchte ich den schon von Mgr. Gardette ausgesprochenen Wunsch erneuern: «Je souhaite que M. Nauton trouve le temps de nous donner un index des types patois contenus dans son atlas» (*RLiR* 27, 486).

Bereits heute verdient aber die von P. Nauton in 12 Jahren vollendete Arbeit Bewunderung. Bestimmt wird auch die Publikation des *ALMC* der okzitanischen Dialektologie einen neuen Auftrieb verleihen, besonders wenn der Plan seines initiativen Herausgebers verwirklicht werden kann: «Je dois ajouter que ces trois volumes de cartes ne sont qu'un premier stade des recherches dialectales qui se limite, comme pour la plupart des autres atlas régionaux, à la présentation descriptive et statique des dialectes prospectés. Le second stade aura pour objet d'inventorier et de dépouiller les textes dialectaux, qu'ils soient publiés, inédits ou encore inconnus. Le troisième stade aura pour tâche d'étudier, sous leur aspect synchronique et diachronique, les faits linguistiques qu'auront révélés les données de l'atlas et des textes dialectaux» (vol. IV, 10).

Der Grundstein zu diesem monumentalen Projekt ist von Pierre Nauton in muster-gültiger Weise gelegt worden. Hoffen wir auf eine rasche Verwirklichung der beiden weiteren geplanten Stufen, die eine Gesamtschau ermöglichen werden, über die nur wenige Gebiete der Romania verfügen.

M. Pfister

\*

MARIA ALVES LIMA, *Matosinhos, Contribuição para o estudo da linguagem, etnografia e folclore do concelho*. Separata da *Revista Portuguesa de Filologia*, vols. XI (1961) e XII (1962/63), 409 p.

Die Verfasserin leistet einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der Volkssprache, der altertümlichen Sachkultur und des Volkslebens der Bauern und Fischer von Atlantisch-Nordportugal, das wir heute schon recht gut kennen dank den Arbeiten von Fritz Krüger (*Notas etnográfico-linguísticas da Póvoa de Varzim, BF*, vol. IV, 1936/1937); A. Santos Graça (*O Poveiro, Póvoa de Varzim* 1932); Maria Teresa de Lino Netto (*A linguagem dos pescadores e lavradores do concelho de Vila do Conde, RPF*, vol. I, 1947); Ernesto Veiga de Oliveira e Fernando Galhano (*A apanha do sargaço no norte de Portugal, Porto* 1958). Die Untersuchung erstreckt sich auf den Verwaltungsbezirk (*concelho*) von Matosinhos, dessen Hauptort gleichen Namens, nur 8 km vom Zentrum der Stadt Porto entfernt, mit seinen 30000 Einwohnern zurzeit das drittgrößte Fischereizentrum Portugals ist. Außer dem Hauptort (*vila*) Matosinhos gehören noch weitere acht von der Verfasserin untersuchte Gemeinden (*freguesias*) mit zahlreichen Dörfern (*aldeias*) zum Bezirk. Darunter nehmen das ganz im Strahlungsbereich der Stadt Porto liegende Fischerei- und Konservenzentrum Matosinhos und die sprachlich konservative Fischer- und Bauerngemeinde Lavra Sonderstellungen ein. Die Untersuchung erhält ihre Spannung sowohl durch die Gegenüberstellung städtischer und ländlicher Bevölkerung wie auch durch diejenige von Bauern und Fischern. Als Ge-

währsleute dienten der Verfasserin 45 bis 60 Jahre alte Ehepaare, die weder lesen noch schreiben konnten und die nie außerhalb ihres Geburtsortes gewohnt hatten. Da die Aufnahmen teilweise zur Zeit der von jung und alt gemeinsam besorgten Arbeit des Maisentblätterns stattfanden, konnte sich Maria A. Lima auch ein Bild von dem sprachlichen und brauchmäßigen Verhalten der jungen, durch die obligatorische Volksschule gegangenen Generation machen. Leider fehlen alle näheren persönlichen Angaben über die Gewährsleute und, was hier sehr nötig wäre, eine genaue Darstellung der Schulverhältnisse und der Seelsorge in den einzelnen Gemeinden.

In einem ethnographischen Teil werden zunächst der Mensch und sein gesellschaftlich-kulturelles Verhalten geschildert: der patriarchalischen Lebensweise der Bauern steht das bewegte und oft gefährliche Leben der Fischer von Matosinhos gegenüber, das sich unter anderem auch in deren rascherem Sprechtempo ausdrückt. Die Fischer bilden vielfach noch eine von der übrigen Bevölkerung abgeschlossene Gemeinschaft, die in Matosinhos proletarischen Charakter aufweist, was sich etwa in der geringen Fähigkeit zum Sparen zeigt. Während der *safra* (der Zeit lohnenden Fischfanges) vom Mai bis im Februar des folgenden Jahres verdienen die Fischer ordentlich und geben auch entsprechend aus; während der Zeit des *defeso* (Zeit, da nicht gefischt wird) hat der Pfandleiher alle Hände voll zu tun.

Ausführlich werden die Heiratssitten der landbesitzenden Bauern geschildert, wobei einmal die Mitgift als *a primeira «qualidade» indispensável ao matrimónio* bezeichnet wird. Das Gewohnheitsrecht regelt die Erbschaft so, daß einer der Söhne das väterliche Gut übernimmt, seine Geschwister auszahlt (das erklärt die große Bedeutung der Mitgift) und sich zum Unterhalt und zur Pflege der Eltern bis zu deren Tode verpflichtet. Bei den Fischern ist dies alles viel einfacher, die Mitgift spielt dort nur eine nebensächliche Rolle.

Die Neugeborenen werden von der Hebamme zur Taufe in die Kirche getragen; wenn die Paten während des Taufaktes das Credo beten, achten sie streng darauf, ja nicht etwa ein Wort auszulassen, denn dies könnte bewirken, daß der männliche Täufling später nachts als *lobishomen* (Werwolf) herumgehen müßte, der weibliche als *bruxa* (Hexe). Zum Schutze vor dem bösen Blick werden dem Säugling verschiedene als Amulette dienende Gegenstände in die Wiege gelegt (eine offene Schere, eine *figa*, d. i. ein Amulett, dem die bei uns obszöne, dort aber apotropäisch gemeinte Gebärde des durch Mittel- und Zeigfinger der geschlossenen Hand gesteckten Daumens zugrunde liegt).

Beim Tode eines Menschen spielen im Volksbrauch Vorstellungen mit, die in die Kategorie des «lebenden Leichnams» (nach H. Naumann) gehören. So glauben einige noch, der Leichnam werde sich beim Ankleiden als weniger starr erweisen, wenn er angesprochen werde mit: «Gib mir dein Händchen, dein Füßchen, deine Ärmchen.» Nachdem sich beim Eintreffen des Priesters im Trauerhause Verwandte und Freunde mit lauter Stimme vom Toten verabschiedet haben, erhebt sich das rituelle Klagegeschrei. In Lavra lassen sich die Männer zum Zeichen der Trauer während einer gewissen Zeit den Bart wachsen.

Die Kleidung der Fischer unterscheidet sich von derjenigen der Bauern vor allem in der Wahl des Stoffes: Leinen, der Stolz der Bauernfrauen, ist bei den Fischern nicht gebräuchlich, da sie ja weder Flachs noch Rocken noch Spindeln kennen. Während der Bauer seine Mahlzeiten (Hauptspeise: *boroa*, d. i. Maisbrot, *caldo* 'Brühe', Speck oder Stockfisch) zu festen Zeiten einnimmt, ißt der Fischer von Matosinhos, der seine Nahrung in einem hübsch bemalten Köfferchen aufs Boot mitnimmt, dann, wenn ihm seine Arbeit Zeit dazu läßt.

Ein längeres Kapitel widmet die Verfasserin dem bäuerlichen Wohnhaus und den Wirtschaftsgebäuden. Die Wohnhäuser sind von großer Gleichförmigkeit: Erdgeschoß mit fensterloser Küche, in der sich die von Sitzbänken umgebene Feuerstelle und der Backofen befinden, neben der Küche der Vorratsraum, im ersten Stock die *sala*, wo die Familienfeste abgehalten und die wichtigen Besuche empfangen werden, vor allem der Ortsgeistliche, wenn er an Ostern anläßlich des *compasso* die Häuser und ihre Bewohner segnen kommt, wofür ihm jeweils Natural- und Geldgaben gereicht werden. Neben der *sala*, die in gewissem Sinne ein häuslicher Sakralraum ist, befinden sich die einfachen Schlafräume mit den Eisenbetten. Jedes Bauernhaus verfügt außerdem über eine Laube, die durch die gleiche Außentreppe zugänglich ist wie die *sala*.

Die Felder werden mit Meerkrebsen (*caranguejos*) und Fischabfällen (aus den Konservenfabriken von Matosinhos) sowie mit Meertang gedüngt. Der Mais, einfach *pão* genannt, dessen Kultur sehr arbeitsintensiv ist, liefert das Hauptnahrungsmittel *boroa* 'Maisbrot'. Die entblättern Maiskolben werden im Bezirke Matosinhos meistens in der *casa da eira*, einem neben der offenen Tenne stehenden Schuppen, aufbewahrt; es fehlen hier weitgehend die schönen, auf Pfosten stehenden Maisspeicher (*espigueiros*), die für den Norden Portugals sonst so typisch sind<sup>1</sup>. Eine ausführliche Beschreibung erhält auch der alte Ochsenwagen mit den Scheibenrädern und der mit diesen fest verbundenen Achse, die, wenn sie sich in ihren hölzernen Lagern dreht, ein ächzendes Geräusch verursacht. Letzterem wird heute nur mehr wenig Bedeutung beigemessen, früher war es für den Besitzer des Wagens ein Grund des Stolzes; jeder wollte den Wagen haben, der am lautesten quietschte. Neben den Wagen werden auch die Jochtypen beschrieben: die *canga*, das leichte, schmucklose Nackenjoch für den Alltagsgebrauch, und das schwerere, reich beschnitzte und bemalte Joch (*jugo* genannt) für den festlichen Gebrauch und für längere Ausfahrten. Die Pflugtypen, deren Ursprung und Verbreitung Jorge Dias seinerzeit für ganz Portugal beschrieben hat (*Os arados portugueses e as suas provaveis origens*, Coimbra 1948), sowie die übrigen landwirtschaftlichen Geräte werden ausführlich behandelt, wobei an Ort und Stelle von der Verfasserin ausgeführte Skizzen beigegeben sind.

Im Kapitel über die Fischerei wird gesagt, daß früher in Lavra auch die Bauern der Fischerei und Tanggewinnung oblagen, daß sich aber mit der Zeit eine Fischer-gemeinschaft mit eigener Siedlung gebildet habe – eine Entwicklung, die sich auch in andern Gegenden Nord- und Zentralportugals nachweisen läßt.

Im Gegensatz zu den Fischern von Matosinhos, die nur zu bestimmten Zeiten fischen können, haben die *marítimos* von Lavra das ganze Jahr hindurch bescheidene Verdienstmöglichkeiten, wobei die Frauen der Fischer vor allem der Tangfischerei obliegen. Die *vareiros* von Matosinhos gehen alle gleichzeitig (meist nachts) auf den Fischfang und kehren am Morgen zurück; in Lavra geht jeder, wenn es ihm paßt. Die Fischerboote sind dort eher klein und schwach, so daß sich die Fischer von Lavra nicht weit ins Meer hinauswagen. Es gibt in Lavra keinen Hafen; die Boote müssen nach Gebrauch auf den Strand gezogen werden. Leider erfahren wir nichts über das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Lohnfischerei und Fischerei auf eigene Rechnung in den einzelnen Fischerorten. Die Fischerboote, Fischernetze sowie die Geräte zur Tanggewinnung werden kurz beschrieben.

---

<sup>1</sup> JORGE DIAS, ERNESTO VEIGA DE OLIVEIRA e FERNANDO GALHANO, *Espigueiros portugueses*, Porto 1963.

Der zweite Teil des Buches besteht aus «Notas linguísticas», einem reichen Katalog der Spielformen der Volkssprache: zahlreiche Diphthongierungen, wobei die einen für die Fischerbevölkerung von Matosinhos typisch sind (*meado* für *medo*, *muorte* für *morte*), andere besonders in Lavra vorkommen (*cantair* für *cantar*, *braunco* für *branco*, *geunte* für *gente*). *V* erscheint im ganzen Bezirk als *b*; *b* manchmal als hyperkorrektes *v* (*vem* für *bem*; *Várvola* für *Bárbara*). In Lavra hört man bei älteren Leuten noch *tchamar* für *chamar*, *tchegar* für *chegar* – eine Aussprache, die von den Jüngeren ganz vermieden wird. Paragogisches *e* findet sich häufig, nicht nur bei Wörtern, die auf *-r* und *-l* auslauten (*cantare* für *cantar*, *Brazile* für *Brazil*), sondern auch nach endbetontem Vokal oder Diphthong: *preguntoue* für *perguntou*, *sim<sup>i</sup>* für *sim* usw. Sehr verbreitet sind auch die *r*-Metathesen: *garbata* für *gravata*, *pormeter* für *prometer*, *prugatorio* für *purgatorio*. Ältere Leute zählen *cinquenta e dez*, *cinquenta e vinte*, *cinquenta e trinta*, *cinquenta e quarenta*, *dois cinquenta*.

Das Suffix *-eiro* wird in der minhotischen Volkssprache und in galicischen Dialekten gerne zur Unterscheidung der Einheit von den entsprechenden Sammelbegriffen verwendet: *arrozeiro* (*grão de arroz*), *linheiro* (*pé de linho*). Manche Substantive besitzen eine weibliche und eine männliche Form, wobei die letztere in der Regel ein Kleineres bezeichnet: *cebolo* 'kleine Zwiebel' neben *cebola*; *jinele* 'kleines Fenster' neben *janela*; *cesto* 'kleiner Korb' neben *cesta*.

Aus der Darstellung der Konjugation ist der Einfluß der Formen der *-er*-Gruppe auf die andern Gruppen, vor allem auf die der *-ir*-Verben, ersichtlich. Das Futurum des Indikativs ist sozusagen außer Gebrauch; es wird gelegentlich noch modal verwendet: «*Que horas serão?*»

Nachdem die Verfasserin die volkstümliche Sachkultur bereits im ethnographischen Teil behandelt hat, verzeichnet sie unter «Folclore» im dritten Teil neben den Formen des Volksglaubens die wichtigsten Feste des Jahreslaufes und deren Brauchtum, so Weihnachten mit den in den Pfarreien eingesammelten Gaben (*segredos*) für das Christkind, die an einem Sonntagnachmittag auf dem Kirchplatz zugunsten der Kirche versteigert werden. Christenglaube und Aberglaube sind im Volksbewußtsein nicht streng voneinander geschieden; so nimmt man am Johannistag gerne ein kultisches Bad, das nach volkstümlicher Auffassung so viel Wert ist wie sieben gewöhnliche Bäder. Heilige werden nicht selten um Hilfe bei Zauber und Gegenzauber, der zugleich auch im Namen des Teufels geschieht, angerufen, und Zaubermittel werden vor Gebrauch heimlich in die Kirche gebracht. Der Glaube an Hexen und Werwölfe ist noch so selbstverständlich, daß jemand, der ihre Existenz leugnen wollte, damit rechnen müßte, vom Volke mit Mißtrauen betrachtet zu werden. So gehört das Untersuchungsgebiet zum Teil noch zu den Gebieten magisch-dämonischer Weltanschauung wie einige Teile Süditaliens<sup>2</sup>. Unter dem Titel «*Medicina popular*» gibt die Verfasserin einige zusammenhängende Texte samt phonetischer Transkription: Beschwörungsformeln (in den verschiedenen lokalen Varianten) gegen Rotlauf, Augenentzündungen, Drüsenschwellungen, Mundfäule, Sonnenstich, Laktationsbeschwerden usw. Es folgen, ebenfalls mit phonetischer Transkription, verschiedene volkstümliche Gebete, zum Teil in epischer Form. So wird in einem Gebet um Verhütung von Gewitterschaden zunächst erzählt, der Herr habe die heilige Barbara angetroffen und sie gefragt, wohin sie gehe, worauf sie geantwortet habe, in den Himmel, um die drohend auf-

<sup>2</sup> M. RISSO und W. BÖCKER, *Verhexungswahn, ein Beitrag zum Verständnis von Wahnerkrankungen süditalienischer Arbeiter in der Schweiz*. Basel 1964.

ziehenden Gewitter zu besänftigen. Darauf habe ihr der Herr gesagt, sie solle die Gewitter auf den öden Berg mitnehmen:

*Onde não haja pão nem vinho,  
nem telha nem beira,  
nem raminho de figueira,  
nem galinhas a cantar,  
nem meninos a chorar,  
nem cristandade, Amén.*

Hier soll offenbar durch die wörtliche Wiederholung eines legendär überlieferten göttlichen Auftrages dieser im Augenblick der Gefährdung wieder gegenwärtig gemacht werden. – Am Schlusse des dritten Teiles finden sich noch eine Reihe Vierzeiler (*quadros*), Liedchen, wie sie bei Erntearbeiten oder beim Singen um die Wette (*ao desafio*) an Sonntagnachmittagen oder bei nächtlichen Gemeinschaftsarbeiten und an den Volkswallfahrten vom portugiesischen Volke gern gesungen werden. Bis heute sind über 60000 solcher *quadros* gesammelt worden.

Das über 2400 Wörter umfassende Glossar bringt den wichtigsten Wortschatz mit seinen volkstümlichen phonetischen und lexikalischen Varianten, welche die *falares* (von Dialekten kann man hier nicht sprechen) der einzelnen Gemeinden ausmachen. Das Glossar zeigt, daß die portugiesischen *falares*, so einförmig sie in mancher Hinsicht zunächst erscheinen mögen, auf dem Gebiete des Wortschatzes schon auf kleinem Raum eine überraschende Vielfalt aufweisen. 125 der im Glossar angeführten Wörter figurieren nicht im *Novo dicionário da lingua portuguesa* von Cândido de Figueiredo; ein größerer Teil davon ist in der sprachlich konservativen Gemeinde Lavra beheimatet, ein kleinerer bei der Fischerbevölkerung des Hauptortes Matosinhos.

Die Arbeit Maria Alves Limas beschränkt sich auf die Darstellung des gesammelten volkstümlichen Sprach- und Sachgutes, das weder in Zusammenhang mit anderen portugiesischen Landschaften noch in Relation mit dem Kulturgut der Oberschicht gebracht wird. Auf historische Vertiefung hat die Verfasserin ganz verzichtet.

*Arnold Niederer*

\*

*Atlas der schweizerischen Volkskunde*, herausgegeben von PAUL GEIGER und RICHARD WEISS, in Zusammenarbeit mit WALTER ESCHER und ELSEBETH LIEBL. I. Teil, Lieferungen 5 und 6, Karten 65–78, 79–94; Kommentar p. 361–535. Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Basel 1958 und 1961.

Das große Quellenwerk, das volkskundliche Fakten in geographischer Sicht darzustellen sucht, erscheint in regelmäßigen Abständen. Das Werk verlor leider im Sommer 1962 auch den zweiten Initianten und Bearbeiter, Richard Weiss, welchem der erste, Paul Geiger, schon einige Jahre früher im Tode vorangegangen war. Die beiden angegebenen Lieferungen sind noch ganz zu Lebzeiten von Richard Weiss erschienen, enthalten auch noch Karten, die von ihm persönlich ausgearbeitet worden sind. In Zukunft werden die beiden früheren Mitarbeiter, W. Escher und E. Liebl, die in langjähriger Zusammenarbeit mit den beiden Schöpfern des Werkes sich in dessen Konzeption und Aufbau eingearbeitet haben, versuchen, das Werk im Geiste

der Initianten zum Abschluß zu bringen. Nach außen wird das Werk von einem Kuratorium vertreten, das auch beratend der Arbeitsequipe zu Seite stehen wird.

Die beiden Lieferungen 5 und 6 des ersten Teils des ASV beschlagen, basierend auf den Antworten zu den Fragen 31–45, Gegenstände der bäuerlichen Wirtschaft. Nur die beiden Karten 65 und 66 mit der Darstellung des Kinderschlittens fallen einigermaßen aus diesem Problemkreis. Die Karten stellen Fragen des Gespanns, des Pflügens, Dreschens, der Heu- und Weinernte dar, dann den ganzen Kreis der Alpwirtschaft und anschließend daran den Austausch von Arbeitskräften sowie gegenseitige Hilfeleistungen und das Gemeinwerk. Es sind dies vielfach Gegenstände, die sich nicht ohne weiteres für eine kartographische Darstellung eignen und vom Verfasser eine genaue Auswahl des darzustellenden Problems erheischen, wenn die Karte nicht unübersichtlich und unlesbar werden soll. Als Beispiel wähle ich die Frage 40, die sich nach der Zusammensetzung des Alppersonals erkundigt und die verschiedenen Ämter in der Alpwirtschaft erfragt. Die Karten 80 'Name des Sennen', 81 'Namen des Sennengehilfen' und 82 'Namen des Hirten und des Hirtengehilfen' dürfen keinesfalls als reine Sach- und Sprachkarten aufgefaßt werden, sondern nur im Zusammenhang mit der Karte 79, die die verschiedenen Alpbetriebe, von der Einzelalpe bis zum Großbetrieb mit 6 und mehr Angestellten, geographisch aufteilt. So erklären sich die großen weißen Flächen auf Karte 81 ohne weiteres, weil bei Einzelalpe selbstverständlich ein Gehilfe nicht vorhanden ist. Aber auch Ausdrücke wie *Älpler* auf Karte 80 erscheinen in einem andern Lichte, wenn wir feststellen können, daß sie im Voralpengebiet leben, wo Einzelalpe oder nur ganz kleine Arbeitsgruppen zu finden sind. Sonst zeigen diese Karten doch ein zusammenhängendes *Senn*-Gebiet im Osten der Schweiz gegenüber einem Westgebiet, das verschiedene Ausdrücke für den verantwortlichen Leiter der Alpwirtschaft kennt. Auffällig ist der Punkt 182 (Gsteig), wo der Senn und Leiter des Betriebes *Chüejer* heißt; nach Angabe der Karte 82 heißt auch der Hirte *Chüejer*, was für ein Gebiet mit typisch mehrgliedrigem Alppersonal merkwürdig ist. Eine Bemerkung des Kommentars p. 451 läßt vermuten, daß eventuell auf Karte 80 ein Irrtum im Zeichen besteht und daß der leitende Mann in P. 182 ebenfalls *Chieser* genannt wird, wie oft im Bernbiet. Ähnlich verliert der Beleg P. 143 (Sumiswald) auf Karte 82 sein Gewicht, wenn wir die Angaben zum gleichen Punkt der Karte 79 im Kommentar nachlesen; denn es handelt sich wohl eher um eine eigentliche Einzelalpe, allerdings auf genossenschaftlicher Basis.

Rein methodisch wird die Karte 82 ein Maximum dessen darstellen, was noch auf eine einzelne Karte gebracht werden kann. Wenn die Zeichen sich zu sehr häufen, leidet darunter die Lesbarkeit. Es ist daher nur zu begrüßen, wenn in solchen Fällen für alles zusätzliche und vereinzelt Material auf den Kommentar verwiesen wird. Immerhin ist es sprachlich interessant, aus der Karte ablesen zu können, daß *pâster pign* nur in Verbindung von *pâster* oder *pâster grond* vorkommt. Dabei ist immer zu beachten, daß eine volkskundliche Karte nicht ohne weiteres als Sprachkarte ausgelegt werden kann; die volkskundliche Karte, meist eher eine reine Sachkarte, kann die sprachlichen Formen nur typisiert wiedergeben. Auch der Kommentar, der in der Phonetik etwas weiter gehen kann, muß sich mit regionalen Formen begnügen. Der Bearbeiter der Karten des ASV kann dies um so ruhiger tun, weil er weiß, daß die sprachliche Ausbreitung eines Worttypus im entsprechenden Dialektwörterbuch genauer und mit allen Varianten festgehalten wird. Es darf auch daran erinnert werden, daß im Moment der Aufnahmen für den ASV in weiten Teilen der französischen Schweiz z. B. keine eigentlichen Dialektformen aufgezeichnet werden konnten, son-



dern höchstens regionalfranzösische Bezeichnungen notiert wurden, da in dieser Zeit der eigentliche Dialekt vielfach bereits erloschen war.

Methodisch interessant und für das Auge äußerst einleuchtend, weil sie nicht in reiner Punktmanier erstellt wurden, wirken die Karten, die die Wanderungen aus dem In- und Auslande darstellen. Dabei ist zu beachten, daß nur der Aufnahmeort genauer bezeichnet wird, während der Abgabeort nach den Auskünften des Aufnahmeortes bald weiter, bald enger begrenzt als Landschaft erscheint. Es kann auch festgestellt werden, daß heute schon die Karten des ASV in vielen Fällen historische Dokumente darstellen. Ein Zeichen für einheimische Arbeitslose wäre wohl kaum mehr notwendig in unsern Tagen. Ein eingehenderes Studium dieser Karten läßt auch eine typische Haltung unserer Bevölkerung erkennen: Sie verläßt die weniger einträglichen Verdienstmöglichkeiten der Landwirtschaft sofort und läßt fremde Leute kommen, wenn sich in der Industrie (Glarus) oder im Fremdenverkehr (Engadin) günstigere Aussichten zeigen. Es ist dies vielleicht ein Fingerzeig für den Volkswirtschaftler, daß die immer mehr in die Landschaft hinaus getriebene Industrialisierung unsere Landwirtschaft auf die Dauer in immer größere Schwierigkeiten bringen wird; denn die Reserven an eigenen und fremden Arbeitskräften werden die Lücken der «Landflucht aus der Landwirtschaft» kaum mehr wettmachen können. Natürlich kann die Maschine einen Teil der ausfallenden Arbeitskräfte in der Landwirtschaft ersetzen, und es wäre interessant, die Karte 88, welche die Gebiete hervorhebt, die ohne Zuzug fremder Arbeitskräfte auskommen, nach neuesten Erhebungen nochmals zu gestalten. Eine Andeutung vermittelt die Karte 88 bereits, indem sie hervorhebt, wo die Zuwanderung fremder Arbeitskräfte bereits zur Zeit der Aufnahmen ausfielen (vor allem Ostschweiz). Es würde sich dann vielleicht auch zeigen, daß der Rebbau am Genfersee weiterhin ohne fremde Arbeitshilfe nicht auskommen kann, da viele dieser Arbeiten sich nicht mechanisieren lassen (Aufbinden, Ausbrechen der Blätter, Weinlese).

Ein sehr schwieriges Problem für die Darstellung boten die verschiedenen Gemeinschaftsarbeiten und die gegenseitigen Hilfen. Es war wohl richtig, die sehr verschiedenen Anlässe, bei denen solche Arbeiten vorkommen, zu gliedern. So zeigt Karte 89 viele Tätigkeiten, die meist nur noch in der Erinnerung leben, wie Hanf- und Flachsbearbeitung, Nüsseaufschlagen, das Spinnen usw. Viel lebendiger sind noch die Anlässe bei Heu- und Getreideernte sowie beim Dreschen; doch dürfte auch hier die Karte 90 einen Zustand wiedergeben, wie er vor 20 Jahren noch bestand und heute weitgehend verschwunden ist. Die Karte 93, die die Hilfeleistungen bei Unglück und Katastrophen darstellt, kann als eigentliche Reliktkarte bezeichnet werden. Allerdings fällt auf, daß sich im Jura die Angaben häufen, und man stellt sich gleich die Frage, ob die verschiedene Dichte der Angaben nicht mit dem Explorator zusammenhängt. Vielleicht ging der Explorator hier mit mehr Nachdruck diesen Fragen nach. Sicher sieht die Verfasserin der Karte richtig, wenn sie vermutet, wohl aus gewissen zusätzlichen Äußerungen der Gewährsleute, daß das moderne Versicherungswesen vieles zum Verschwinden brachte. Da in vielen Fällen die Katastrophenhilfe in Aktion tritt, erübrigt sich die gegenseitige, ehemals brauchmäßig verankerte Hilfe.

Technisch eher einfacher gestalteten sich wohl die Karten der 5. Lieferung des I. Teils, weil hier meist die Begriffe einfacher und eindeutiger sind. So z. B. die drei Karten 67–69, die sich mit der Gewohnheit, Rindvieh als Zugtiere zu verwenden, befassen. Es fällt auf, daß diese Verwendung des Rindviehs vor allem im Mittelland absinkt, und zwar unter dem Einfluß einer sozialen Einstufung: Rindvieh am Wagen bedeutet Kleinbetrieb, Rückständigkeit. Wer es vermag, leistet sich ein Pferd. Auf-

fallend ist, daß ausgesprochene Gebirgsgegenden wie Wallis und Tessin Kühe als Zugtiere kaum kennen; dort tritt das Maultier an diese Stelle. Aufschlußreich sind auch die Angaben über die Verwendung des Jochs in der Schweiz und über dessen Rückgang. Obwohl in unsern romanischen Nachbarländern das Joch sich einer großen Beliebtheit erfreut (wenn das Jochgespann nicht durch den Traktor verdrängt wurde), zeigen vor allem auch die Gebiete der romanischen Schweiz eine deutliche Abneigung für seine Verwendung, besonders in der Form des Hornjochs. Verbreiteter sind noch die Halsjochs, die hingegen als Stufe im Übergang zum Viehkummet angesehen werden können. Als einziges zusammenhängendes Gebiet mit Verwendung des Hornjochs erscheint das Bündnerland; nur eine eingehende Studie über die Arbeitsweise und die Bodenbeschaffenheit wird eine Erklärung für dieses Festhalten am Joch bringen können. Oft liegen ja die Gründe für das Beibehalten solcher alten Zugvorrichtungen weit außerhalb der Landwirtschaft; so erklärt sich z. B. die auf der Karte verzeichnete Bewahrung des Doppeljochs an einem ganz vereinzelt Punkt über dem Ostende des Genfersees, aus den Bedürfnissen des Winzerfestes von Vevey. Bei dieser Veranstaltung benötigte man stets zwei bis drei Ochsenespanne, die den Wagen der Ceres zu ziehen hatten. Um diese Gespanne zur Verfügung zu haben, ersuchten die Veranstalter einige Bauern im Gebiet, wo Ackerbau getrieben wird, diese alte Zugvorrichtung beizubehalten.

Eng mit der Frage des Gespanns hängt zusammen die Frage nach der Verwendung dieses Gespanns. Es ist sehr einleuchtend, daß das ganze Mittelland das Gespann hauptsächlich für die Bestellung des Bodens verwendet. Es wäre sogar anhand dieser Karte leicht möglich, die Grenze zwischen dem mittelländischen Agrargebiet und dem voralpinen Weideland zu ziehen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß die Aufnahmen in der Vorkriegszeit und in den ersten Kriegsjahren gemacht wurden, zu einer Zeit also, da die «Anbauschlacht» Gebiete zum Anbau verpflichtete, die früher seit Jahren jeglichen Ackerbau aufgegeben hatten. Genaue Kenntnis der lokalen Verhältnisse wird auch hier manche Eigentümlichkeiten des Kartenbildes erklären. Die weite Ebene des Rheintals scheint wie gemacht für den Großanbau mit Pflug oder Traktor; die Karte hingegen verzeichnet wenig Pfluggespanne, sondern vornehmlich Hackbau, also eigentliche Kleinwirtschaft. Es ist aber zu beachten, daß die Aufnahmen für den ASV vor der großen Melioration im Rheintal durchgeführt wurden. Zu dieser Zeit stand in der weiten Ebene kein einziger Bauernhof. Das feuchte Torfland eignete sich höchstens für ein wenig Gemüsebau. Außerdem gehörte dieses Land den Bürgergemeinden, die es in kleinen Parzellen an die Kleinbauern vom Abhang abgaben. Diese Bauern, meist «Halbbauern», weil ein großer Teil ihrer Arbeitskraft von der Heimarbeit als Sticker in Anspruch genommen war, verwendeten für den Anbau dieser Bürgerparzellen die gleichen Geräte, die sie auch am Hang verwendeten, nämlich Spaten und Grabgabel. Sehr zu loben ist, daß beim Hackbau mit dem Zeichen unterschieden wurde, ob es sich um Spaten oder um Hacke bzw. Karst handelt. Die Verwendung des einen oder andern Geräts wird sich aus der Gestaltung des Bodens erklären lassen: die Hacke ist das Gerät für die oft steilen Bergäcker, während in den mehr hügeligen Gebieten mit Kleinbau vor allem der Spaten oder die Grabgabel den bessern Dienst versehen. Nicht berücksichtigt sind auf Karte 70 die Weinberggebiete, sonst müßte der Karst, das typische Gerät des Weinbergs, viel häufiger in Erscheinung treten.

Einen deutlichen Gegensatz zwischen Mittelland und Voralpengebiet zeigt die Karte 72, welche die verschiedenen Arten von Einfriedungen, Zäune, Hecken usw.,

darstellt. Den vielfältigen Formen, die für das Voralpengebiet bezeugt sind, steht eine ausgesprochene Eintönigkeit im Mittelland gegenüber. Eine Erklärung ist in der Bewirtschaftung zu suchen. Überall dort, wo gepflügt wird, ist der Zaun nur Hindernis und Hemmnis; er wird sich also beschränken auf die wenigen neben dem Hause liegenden Wiesen, die für den Auslauf der Tiere bestimmt sind. Im Voralpengebiet oder gar im Alpengebiet hingegen ist die eingefriedete Weide eine für die Viehwirtschaft notwendige Einrichtung. Dieser Unterschied wäre wohl zutage getreten, wenn die Karte die Häufigkeit der eingefriedeten Grundstücke hätte zur Schau bringen können.

Alle die erwähnten Beispiele belegen, daß der *ASV* nicht die Absicht hat, ein abgerundetes Bild über irgendein Problem der Volkskunde zu vermitteln, sondern er liefert nur zeitlich festgelegte Rohmaterialien zur Volks- und Sachkunde der Schweiz. Auch der Kommentar wird in erster Linie keine Erläuterungen der Karten bieten, sondern er dient der Präzisierung der schematischen Karte und nimmt zusätzliches Material (meist Spontanangaben), das den Rahmen der Karte gesprengt hätte, auf. Interessant in dieser Beziehung ist die von Richard Weiss bearbeitete Karte 86, die eine zweite Auflage der Karte aus seinem Buche *Volkskunde der Schweiz* (neben S. 128) ist. In *Volkskunde der Schweiz* wollte R. Weiss ganz bestimmte Schlüsse aus dieser Karte ziehen, und er hat sie in dieser Zielrichtung bearbeitet. In der zweiten Fassung, wie sie im Atlas erscheint, fallen verschiedene Bemerkungen weg. Dafür gewinnt die Überarbeitung an Aussagewert durch das Auseinanderhalten der Auskünfte, je nachdem ob ein Gewährsmann die Gegenwart (nach 1930) beschreibt oder ob er eine Erinnerung (vor 1930) darbietet. Wenn er gewisse Erklärungsmöglichkeiten leicht antönt, hält sich R. Weiss doch diskret zurück und will in nichts den spätern Leser der Karte beeinflussen. Er soll seine Schlüsse frei aus den roh dargebotenen, aber geordneten und die Aussage des Gewährsmannes möglichst genau wiedergebenden Materialien ziehen können.

Es scheint mir, daß die begriffliche Tendenz der Bearbeiter, nach eingehendem Studium eines Problems gewisse Erscheinungen bereits erklären zu wollen, oft etwas weit geht und den Rahmen des Quellenwerkes zu sprengen droht. Auf S. 392 des Kommentars werden z. B. verschiedene Gründe für das Festhalten am Hackbau aufgezählt. Aus dem Text erhellt nicht, ob es sich um zusätzliche Angaben des Gewährsmannes handelt oder ob es eigene Überlegungen des Kartenautors sind. Ich glaube, daß diese Angaben ihren Platz im Kommentar finden sollen, wenn sie aus den Antwortbogen des Explorators stammen; im andern Falle – wenn es sich um Überlegungen handelt, die sich beim Studium der Materie ergaben – gehen die Bemerkungen über das hinaus, was wir von einem Quellenwerk erwarten. Auf S. 527 werden ebenfalls Gründe für das Verschwinden des Gemeinwerkes angeführt. Aus der Darstellung (Verweise auf die Punkte) erhellt aber, daß es sich um eine Zusammenstellung der Aussagen der Gewährsleute handelt. Der Leser einer Karte wird bestimmt Interesse für solche vom Gewährsmann stammenden Angaben zeigen; sie haben eben Quellenwert.

Abschließend darf aber doch erwähnt werden, daß der *ASV* weiterhin versucht, ein objektives, zeitlich fixiertes Bild volkskundlicher Tatsachen zu bieten. Je mehr sich der Leser in die Karte vertieft und die dazu gehörigen Kommentare studiert, desto mehr werden sich ihm immer neue Aspekte eröffnen, die den Volkskundler verlocken, an einem bestimmten Orte in die Tiefe zu graben. Dies ist wohl eine der schönsten Aufgaben eines Werkes, daß es stets zu neuer Forschung anspornt. Durch den großen Überblick, den die Atlaskarte vermittelt, werden Detailprobleme oft erst recht in

ihrer Bedeutung erfaßt. Die Karte ist nicht nur ein *Forschungsergebnis*, sondern dadurch wird sie erst zum *eigentlichen Forschungsinstrument*. Andererseits haben wir gesehen, daß der ASV heute, 20 Jahre nach dem Abschluß der Erhebungen im Gelände, in vielen Teilen bereits historische Bedeutung erlangt hat. Da die Herausgeber immer mehr versuchen, durch Zeichenwahl Fakten, die zur Zeit der Aufnahme der Wirklichkeit entsprachen, von andern, die aus der Erinnerung der Gewährsleute beigebracht wurden, zu trennen, erhält die Karte eine zeitliche Abstufung, die uns vielfach erlaubt, einen Wandel in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts im Ablauf zu verfolgen und bis in Einzelheiten festzulegen.

*W. Egloff*